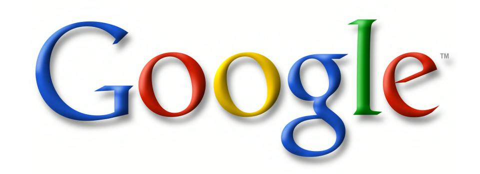
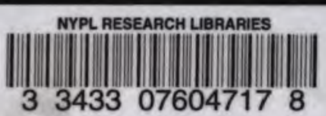
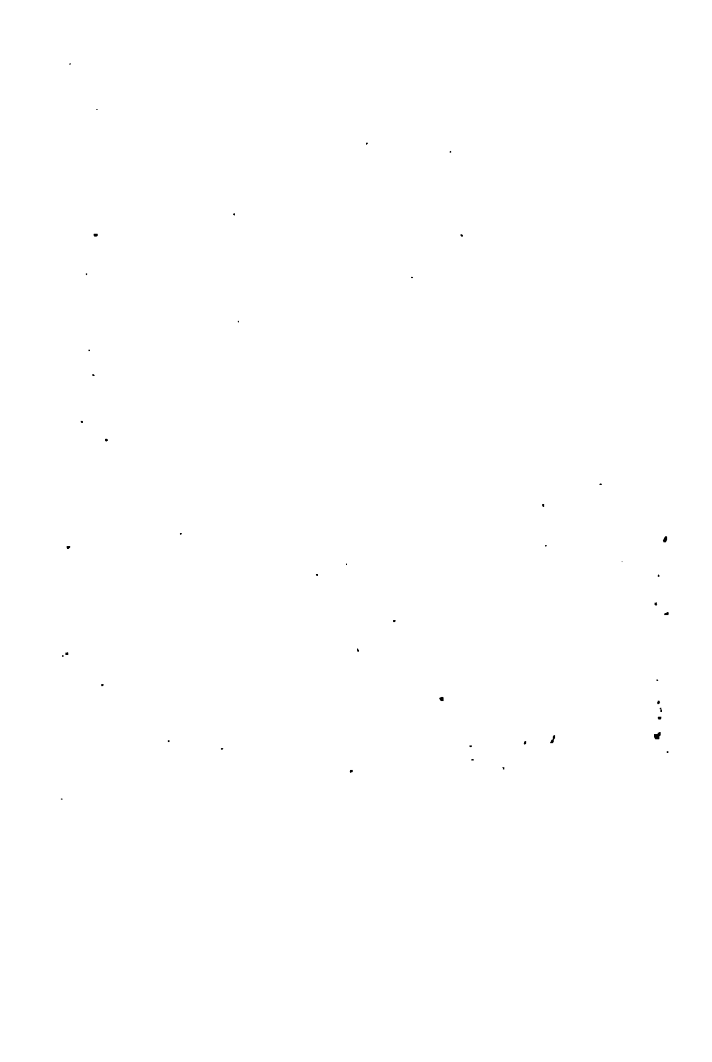



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07604717 8





Walter Scott's

Werke.

Aus dem Englischen.

Neue Folge.

Zweiter Theil.

oßvaters Erzählungen. Zweiter Theil.

Zwickau,
Verlage der Gebrüder Schumann.
1831.

Großvater's
Erzählungen
aus der
Geschichte von Frankreich.

Aus dem Englischen

des

Walter Scott

von

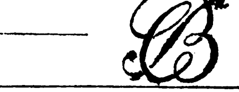
Dr. Georg Nicolaus Bärmann.

Erste Folge. — Zweiter Theil.

Zwickau,
im Verlage der Gebrüder Schumann.
1831.

Großvater's Erzählungen
aus der
Geschichte von Frankreich.

Aus dem Englischen
des
Walter Scott
von
Dr. Georg Nicolaus Bärmann.



Erste Folge. — Zweiter Theil.

Zwickau,
im Verlage der Gebrüder Schumann.
1 8 3 1.



Großvaters Erzäh

Erstes Kapite

Empörung Robert's gegen dessen Vater, Eroberer, angestiftet durch Philipp I von Ruchlosigkeit Philipp's. — Weises Beneh — Versuch der Concubine Philipp's, Ludr ten — Philipp's Tod — Ursprung der Kreuz cilium zu Clermont. — Das Heer der Kr führt von Peter dem Eremiten. — Unfälle chen Europa's — Ausrüstung eines Kreuzzuges der vier H Griechischen Kaiser — Aufnahme dieser Kreuzfah bei Doryläum — Einnahme von Nicäa — gerung und Einnahme von Antiochien Palästina's — Belagerung von Jerusalem — Un Jerusalem. — Errichtung des lateinischen Ki

---

Philipp der Erste von Frankreich wa wenig gereizt und aufgebracht darüber, daß en erzählten glücklichen Versuch gegen Englan

Vasall, der Herzog von der Normandie, sich zum Könige eines Reiches aufgeschwungen hatte, das eben so groß und schön wie Frankreich war, und welches, obwohl es erst jüngst erobert und durch Rebellionen beunruhigt ward, im Ganzen von dem Eroberer mit unumschränkterem Scepter beherrscht ward, als Frankreich selbst durch die Nachkommen Capet's.

Philipp war entschlossen, dieses neue Reich zu erschüttern. Nicht nur ließ er sich in einen Krieg mit dem Könige von England ein, sondern spann Ränke gegen denselben an, indem er dessen ältesten Sohn Robert aufwiegelte, sich gegen seinen Vater, Wilhelm den Eroberer zu empören. Der Vorwand zu den französischen Feindseligkeiten und zu dem unnatürlichen Verfahren des Sohnes war, daß Wilhelm, als er seinen engländischen Feldzug unternahm, sich verpflichtet haben sollte, im Fall des Sieges, seine Besitzungen in der Normandie auf seinen Sohn zu übertragen. Es ist wahrscheinlich, daß, wenn solches Versprechen abgelockt und gegeben ward, es nur geschah, um die Furcht des französischen Hofes zu schwächen, daß Wilhelm durch glücklichen Ausgang seines Unternehmens ein zu mächtiger Vasall werden würde; allein der Vertrag ward ohne die ernste Absicht eingegangen, demselben nachzuleben. Auf jeden Fall war es dem Herzog unmöglich geworden, die Normandie abzutreten, ohne Gefahr zu laufen, auch

England zu verlieren, da es nur in seiner Macht stand, die Insurgenten in England durch Hülfe derer Krieger zu demüthigen, die er aus den Besitzungen in seinem Geburtslande zog.

Dessenungeachtet geschah es, daß unter dem Vorwande, Wilhelm der Eroberer hätte sein Wort hinsichtlich der Abtretung der Normandie gebrochen, dessen Sohn Robert, ein vorschneller Jüngling von heftigen Leidenschaften, wiewohl an sich tapfer und hochherzig, wirklich sich gegen seinen Vater empörte, und den kleinen vesten Platz Gerberoi vertheidigt hielt, der für die Bedrängung der Normandie sehr bequem lag, und wohin Philipp seinen jungen Verbündeten zu solchem Zwecke versetzt hatte. Wilhelm von England, erzürnt über die Rebellion seines Sohnes, eilte, jenen Ort zu belagern. Die Belagerten machten einen Ausfall mit dem Prinzen Robert an ihrer Spitze. Dieser Führer, einer der tapfersten Männer seiner Zeit, wählte zum Gegner sich einen einzigen Ritter aus, der in Front der Belagerer gerüstet und mit geschlossenem Visir erschien. Der Angriff des jungen und kühnen Prinzen warf dessen Gegner, so Mann wie Roß, zu Boden; und Robert, der seine Lanze an die Gurgel des gesunkenen Ritters legte, würde diesem das Leben genommen haben, wenn er nicht an der Stimme, die zu ihm sprach, erkannt hätte, daß er im Begriff

stand, seinen eigenen Vater zu tödten. Ergriffen von dieser Wahrnehmung sprang er von seinem Streitroß und half seinem Vater, sich vom Boden zu erheben, indem er diesem sodann den Steigbügel hielt, bis derselbe sein Pferd wieder bestiegen hatte.

Allein ungeachtet dieses so rührenden wie erschreckenden Ereignisses, war die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn nicht vollkommen. Robert erwartete noch immer, sein Vater würde ihm einen Theil der Normandie abtreten, und so das Versprechen einigermaaßen erfüllen, das er vor seinem Eroberungszuge nach England gegeben hatte; allein er erwartete dies vergebens. Der Eroberer beantwortete das Gesuch mit der plumpen, jedoch nur allzudeutlichen, Redensart, daß er seine Kleider nicht eher ablegen wollte, als bis er zu Bette gehen würde. Ein offener Krieg, welcher mit Frankreich erfolgte, kostete Wilhelm dem Eroberer das Leben. Brennende Klage erscholl über ihn, als er in Person die Verheerung der Stadt Mantes und der Umgegend im J. 1087 durch Feuer anbefahl. Auch that er Alles, was in seiner Macht stand, den Sohn Robert für dessen Ungehorsam zu bestrafen, indem er die Krone von England auf seinen zweiten Sohn Wilhelm, beigenannt „Rufus“ oder „der Rothe“ vererbte. Jedoch obwohl aufgebracht gegen seinen älte-

sten Sohn, ließ der Eroberer ihm das Herzogthum, die Normandie; allein wie man vermuthet, nur weil er zweifelte, daß die Einwohner sich irgend einem anderen Herrscher, als Robert, fügen würden, den sie wegen seiner Freigebigkeit, seiner Gutherzigkeit und seines romantischen Muthes schätzten und liebten.

Während diese Veränderungen in der Familie und den Staaten seines furchtbaren Vasallen und Nebenbuhlers vorfielen, sah Philipp der Erste von Frankreich sich in kleinlichen Kriegen verwickelt, durch welche er, unter dem Vorwande, den Vermittler zwischen seinen mißvergnügten Peers abzugeben, nur bemüht war, beide streitende Partheien zu schwächen, und auf deren Kosten die Stärke der Krone zu vergrößern. Die moralischen Grundsätze Philipps waren nicht strenger, als sein politisches Gewissen. Endlich gab er einen schaamlosen öffentlichen Beweis von Ruchlosigkeit, indem er sich der Gattin des Grafen Falk von Anjou bemächtigte. Um ihrer Gesellschaft zu genießen, sagte er sich von seiner Gemahlin los, die an schlechter Behandlung starb. Während seiner letzten Lebensjahre hielt Philipp es öffentlich mit der schönen Gräfin Bertrade, denn so hieß sie. Vergebens legte Rom sich ins Mittel; und weder die Ermahnungen des Papstes, obwohl dieselben unter Androhung des Kirchenbannes erschollen, noch der endlich erfolgende Bannspruch selbst, vermogten

den König von dieser seiner Liebschaft abzubringen. Durch solchen Wandel ward Philipps Ansehen eben so herabgewürdigt, wie sein persönlicher Character es bereits war. Er ward sogar von seinen unmittelbaren Vasallen vernachlässigt und verachtet, und die Verwirrung, die daraus hervorging, war so groß, daß sie ganz Frankreich in Unordnung brachte.

Endlich sah der König sich im Stande, diese Störungen einigermaaßen dadurch zu beschwichtigen, daß er zum Throngenossen den Sohn Ludwig erhob, den er mit seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte, und durch dessen Thätigkeit und einsichtsvolle Bemühungen die Ruhe so ziemlich in dem zerrütteten Königreiche wieder hergestellt wurde. Von diesem thätigen Prinzen kann man sagen, daß er Alles that, was sein Vater vernachlässigte. Stets war er von einer Schaar entschlossener Männer umringt, mit denen er hurtig gegen diejenigen Kronvasallen zu Felde zog, die fortwährend Aufstand erregten, wodurch er sich allmählig allgemeine Hochachtung und Beliebtheit gewann.

Mittlerweile war Bertrade die einzige Person, der des Prinzen Benehmen mißfällig erschien. Sie wendete allen ihren Einfluß auf ihren königlichen Liebhaber zum Nachtheile des Sohnes an, von dessen Bemühungen weit eher, als von denen des Königs die Regierung des Reiches abhing. Als Ludwig, im

Bewußtseyn des Vorurtheils, das sein Vater gegen ihn hegte, sich für eine Zeitlang zurückzog, um den Hof von England zu besuchen, ward Philipp versucht, einen Brief an den König jenes Landes zu schreiben, worin er ihn aufforderte, den jungen Prinzen ermorden oder einkerkern zu lassen. Der Antrag ward mit Abscheu von dem Könige von England verworfen, der seinen Gast ungefährdet und mit Ehrenbezeugungen entließ.

Die Gefahren Ludwigs vergrößerten sich bei dessen Rückkehr nach Frankreich, denn von der Concubine seines Vaters ward ihm Gift beigebracht, welches auf seinen Körper eine so gewaltige Wirkung hatte, daß, obgleich er anderweitig seine Gesundheit wieder erlangte, seine Gesichtsfarbe doch lebenslänglich todtenbleich blieb. Als Ludwig diese abermalige Schmach erfahren hatte, fühlte er sich beinahe angeregt, gänzlich mit seinem Vater zu brechen; und wahrscheinlich ist es, daß das Land im Allgemeinen sich der Sache des Prinzen angenommen haben würde, wenn Philipp nicht die ihm drohende Gefahr erkannt hätte. Durch Philipps Dringen darauf, oder erschreckt durch die Folgen des gerechten Grolles Ludwigs, zeigte Bertrade diesem Prinzen die tiefste Unterwürfigkeit, brachte eine Aussöhnung zu Stande und hegte oder erheuchelte während ihrer folgenden Lebenstage die höchste Verehrung, ja Zuneigung für

Ludwig, und zwar in solchem Maaße, daß sie seiner Obhuth und Fürsorge die beiden Kinder anvertrauete, die sie dem Könige, seinem Vater, geboren hatte.

Die innern Unruhen Frankreichs wurden in gewissem Grade durch die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn gedämpft, und Letzterer übernahm nach dieser Periode hauptsächlich die Leitung der Regierung über sich, während Philipp fortfuhr, sich den Vergnügungen des Wohllebens mit Bertraden, der er ein Wittwengehalt aussetzte, hinzugeben. Zuletzt scheint er wegen seines sträflichen Umganges mit ihr die Kirche versöhnt zu haben, da Bertrade in den französischen Annalen den Titel „Königin" erhält und ihre Kinder für rechtmäßig erklärt werden. Die Zustimmung des Papstes in diese Standeserhöhung der geschiedenen Gräfin zu einer rechtmäßigen Königin von Frankreich war jedoch nur mangelhaft ausgedrückt, und überdies durch Demüthigungen vor dem päpstlichen Stuhle erkauft, die den König in den Augen seiner Unterthanen herabsetzten. Philipp starb (1108) im sechszigsten Lebensjahre, indem er seinem Sohne mit verminderten Hülfsquellen es überließ, gegen alle die Uebel zu kämpfen, die des Vaters schwache Regierung und dessen Hinopferung des königlichen Ansehens durch Hang zur Eigenliebe und zum Vergnügen über das Land Frankreich gebracht hatten.

In diesem Zeitalter wundervoller Ereignisse setzten nicht blos Revolutionen wie die, welche durch die Siege Guiscard's und der Brüder desselben oder durch die Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie hervorgebracht wurden, die Welt in Erstaunen; sondern die allgemeine Aufmerksamkeit ward auch auf die Kreuzzüge, eine Art von Krieg gerichtet, der, wie man behauptete, einen Religionsanstrich hatte und der die christlichen Fürsten, wie durch ein Gebot vom Himmel, aufforderte, alle Privatfehden und Streitigkeiten unter einander aufzugeben und sich zu schaaren, um die Asiaten zu überwältigen. Der Ursprung dieser außerordentlichen Kriege erhob sich, wie es oft der Fall mit großen Ereignissen ist, aus den Anstrengungen eines einzigen Individuums, welches zufälligerweise in merkwürdigem Grade mit den besonderen Ansichten und Gebräuchen des Jahrhunderts übereinstimmte.

Ich habe Dir erzählt, daß andächtige Reisen oder Wallfahrten zu den Gräbern der in der Schrift benannten heiligen Männer, oder zu den Orten, wo sie ihre Wunder wirkten, in jenen Zeiten verdienstliche Beweise von Frömmigkeit abgaben, deren Darlegung durch die Vorschriften der katholischen Kirche für die sicherste und annehmlichste Weise angesehen ward, den Himmel wegen begangener Sünden zu versöhnen, oder ihm Dank für empfangene Wohl-

thaten darzubringen. Menschen, die sich in Bedrängnissen oder Gefahren sahen, leisteten oft das Gelübde, im Fall ihrer Errettung aus denselben, eine Wallfahrt zu irgend einem heiligen Orte in Italien oder Palästina anzustellen, und dort ihr Vertrauen zu dem Schutze des Höchsten durch Almosen, Gebete und Gaben an die Kirche zu bethätigen. Das heilige Grab selbst, dessen örtliche Lage sich durch Tradition bekannt erhalten hatte, war natürlicherweise ein Hauptgegenstand solcher Wallfahrten, indem es auf die Verehrung und Anbetung der Menschen den größeren Anspruch unter jenen Wallfahrtsörtern hatte.

So lange Palästina, oder das gelobte Land, einen Theil des griechischen Kaiserthumes ausmachte, ward der Zug der europäischen Pilgrimme, die die heiligen Oerter besuchen wollten, natürlicherweise durch jegliches Mittel erleichtert, das in der Macht der christlichen Statthalter der Provinzen, in denen jene Oerter befindlich waren, und der Priester stand, denen die Huth solcher Heiligthümer überantwortet war. Ihre Kirchen wurden durch die Gaben bereichert, durch welche die Pilger ihre Andacht auszudrücken nicht ermangelten, und die Eitelkeit der Priester ward nicht wenig dadurch geschmeichelt, daß so viele Männer von Bedeutung aus den fernsten Christenländern hergezogen kamen, an den Altären im gelobten Lande zu beten.

Selbst dann, als im Verlaufe des zehnten Jahrhunderts Palästina unter die Botmäßigkeit der Saracenen gerieth, fanden diese, obwohl sie Ungläubige waren, ihren Vortheil darin, gegen Erlegung einer vestgesetzten Kopfsteuer den Zustrom der europäischen Wallfahrt in Jerusalem und anderen für heilig gehaltenen Oertern zu gestatten. Von Hang zur Wohlhabenheit gestachelt, machten die mahomedanischen Besitzer des heiligen Landes den Andächtigen, die dahin reiseten, den Zugang erträglich leicht, so lange die Pilger die Eingangssteuer entrichteten. In ihrem Verkehr mit christlichen Fürsten von Bedeutung legten die Kalifen oder Nachfolger Mahomeds sich eine gewisse Wichtigkeit dadurch bei, daß sie Herren von Jerusalem waren, und Haroun=al=Raschid, einer der wichtigsten jener moslemitischen Herrscher, fand keine verbindlichere Artigkeit gegen Karln den Großen aus, mit dem er in freundschaftlichem Vernehmen stand, als dem fränkischen Kaiser die Schlüssel des heiligen Grabes zuzusenden. Jedoch als die Macht der Saracenen in hohem Maaße getheilt oder zerstört wurde, und die Türken, ebenfalls Anhänger Mahomeds, doch von weit rauherem und fanatischerem Geschlechte, sich zu Herren von Jerusalem machten, ward die Behandlung, die die Christen, sowohl als Eingeborne von Jerusalem, wie als Pilger, die dorthin kamen, um

zu beten, in jeder Hinsicht verschieden. Die Saracenen, ein civilisirtes und verfeinertes Volk, wenn sie mit den Türken verglichen werden, hatten das heilige Land unter vestbestimmten, Tribut fordernden Gesetzen beherrscht und sich mit dem mäßigen, jedoch sichern Vortheil begnügt, der ihnen aus den Steuergaben der Pilgrimme erwuchs; nicht aber hatten sie ein System der Raubsucht und Plünderung oder schlechter Behandlung aufgestellt, durch welches die Andächtigen endlich höchst wahrscheinlich würden gezwungen worden seyn, in ihrem Religionseifer zu erkalten. Allein die Türken, ein stolzes, bigotteres und kurzsichtigeres Volk, zogen das Vergnügen vor, die Christen, die sie haßten und verachteten, zu beschimpfen und zu mißhandeln; so daß sie sie nicht nur durch die entsetzlichsten Bedrückungen ängstigten, die, wenn sie auch bezahlt wurden, doch den gequälten Franken nicht gestatteten, ihren Religionsgelübden nachzukommen, sondern daß sie auch oft persönliche Mißhandlung zu der Forderung eines übertriebenen Tributs gesellten. Kurz, mit oder ohne Autorität seiner Obern, beraubte, verhaftete und erschlug der elendeste türkische Offizier die Christen nach seinem Gefallen, und eine an und für sich schon gefahrvolle und kostbare Wallfahrt nach dem heiligen *Grabe* ward häufig in ein Märtyrthum verwandelt. *Die christlichen* Geistlichen wurden verspottet, ge-

peitscht und ins Gefängniß geworfen; und nichts ward von Seiten der wilden Herren des heiligen Grabes unterlassen, den Pilgrimmen es darzuthun, wie sie unter den größten Gefahren fortan die Erlaubniß erharren müßten, dort ihre Andacht zu verrichten.

Diese Unbill war von Allen, die das Morgenland besucht hatten, zur Genüge gefühlt worden; allein endlich machte dies auf das Gemüth eines einzelnen Mannes solchen Eindruck, daß, gleichwie Feuer, das plötzlich einen reichen Vorrath Brennstoff ergreift, die Flamme sich durch ganz Europa verbreitete. Der Mann, der so gewaltige Wirkung durch so leichtes Mittel hervorbrachte, hieß Peter, beigenannt der Eremit. Er war, wie man ihn beschrieben hat, von kleiner, unbedeutender Gestalt, die oft Ursache ward, daß man ihn vernachlässigte; allein er war ein gewaltiger Redner. Er hatte selbst eine Wallfahrt nach Palästina unternommen und besaß die schlagendsten Beweise, um Zeugniß von den Freveln der Türken und den Leiden der Christen ablegen zu können. Er wanderte von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt, schilderte überall die der Christenheit dadurch zugefügte Schmach, daß diese die heiligsten Oerter, auf die ihre Religion hinwiese, den Heiden und barbarischen Feinden *überlassen* blieben. Bei dem einen Mon-

archen rief er die Religion, bei einem anderen die Furcht, bei Allen aber den Geist des Ritterthums auf. Der damalige Papst Urban der Zweite erkannte, wie wichtig es wäre, die europäischen Völker, die Krieger aus Gewohnheit und Neigung waren, zu einem der Religion so wichtigen und dem römischen Stuhle so vortheilhaften Werke zu vereinigen. Bei einer zu Clermont gehaltenen Kirchenversammlung wurden Gesandte des griechischen Kaisers vor die Versammlung geführt, wo sie in bescheidener Ehrerbietung den Prälaten und Rittern Europa's die Gefahren ihres christlichen Monarchen schilderten und bewiesen, wie diese Gefahren aus der wachsenden Macht des moslemitischen Reiches, von welchem das griechische umgeben ward, sich entwickelten; worauf sie sich den Vortheil eines Beistandes von Europa her allen Ernstes flehentlich erbaten. Der Pontifex selbst stellte den Nutzen oder vielmehr die Nothwendigkeit in's Licht, alles geringere oder weltliche Thun so lange hintanzusetzen, bis das heilige Grab von dessen Tyrannen, den heidnischen Zwangherrschern, befreiet seyn würde. Jedem Sünder und Verbrecher, ohne Ausnahme, der diesem heiligen Kriege beitreten würde, verhieß Urban völligen Erlaß aller seiner Schuld hienieden und einen unzubezweifelnden Antheil an den Freuden jenes Leben[s]. Dann forderte er die weltlichen Fürsten in den schw[…]

merischen Anmahnungen solcher Bibelworte auf, die am meisten geeignet waren, den Muth dieser Machthaber zu entflammen. „Umgürtet Euch," rief er, „mit Euren Schwertern, Ihr Männer der Tapferkeit; ist es an uns zu beten, so ist es an Euch zu streiten. An uns ist's, mit Mosi unsere Hände unablässig zu Gott zu erheben; an Euch ist's, das Schwert gegen die Kinder Amaleks zu schwingen — So sey es!" Als ob ein Erzengel posaunt hätte, schrie die Versammlung zur Antwort: „Gott will's! Gott will's!" und Tausende weiheten sich, wie sie sich's einbildeten, dem Dienste Gottes und der Wiedereroberung des heiligen Landes und der Altäre desselben aus den Händen der Türken. Jeder unterzog sich der Vollführung dieses heiligen Unternehmens, indem er auf das Schulterstück seines Mantels ein Kreuz heftete, das von anderer Farbe als der seines Gewandes war, um sich durch dieses Abzeichen als ein Krieger zu bezeichnen, der vom Himmel zu diesem heiligen Zuge ausersehen worden war. Diese kriegerische Wallfahrt ward Kreuzzug genannt und diejenigen, die dieselbe unternahmen, hießen Kreuzfahrer. Der Eifer, womit Alles sich zu dem Heere dieser Bekämpfer der Ungläubigen drängte, war so groß, daß auf der Stelle etliche der Fürsten ihre Gewänder in Stücke rissen, um die Menge umher mit dem Abzeichen des Kreuzes zu versehen.

Die außerordentlichen Vorschritte bei der Versammlung zu Clermont liefen mit solcher erstaunlichen Leichtigkeit um, daß man denen Glauben beimessen mögte, die da erzählen, die Kunde von jener allgemeinen Aufregung sey schon am Tage, an welchem die Sitzung gehalten ward, von fernwohnenden Völkern vernommen worden. Jedoch ohne auf das zu hören, was unglaublich ist, kann man als zuverlässig annehmen, daß die Nachricht von dem beschlossenen Kreuzzuge mit beispielloser Schnelligkeit durch die gesammte christliche Welt verbreitet und aller Orten mit der größten Theilnahme und dem rauschendsten Beifall aufgenommen wurde. Die Anzahl derer, die das Kreuz nahmen, oder mit anderen Worten, die sich dem heiligen Kriege widmeten, belief sich wahrscheinlich auf mindestens eine halbe Million. Ein sehr großer Theil dieser Menge waren Unwissende, des Kriegshandwerkes unkundig und unbekannt mit den allernothwendigsten Vorsichtsmaaßregeln, sowohl auf dem Schlachtfelde, wie bei den noch mißlicheren Märschen, den Rasttagen, die gehalten werden mußten, und den Lebensmitteln, die herbeizuschaffen waren. Wir können uns einen Begriff von dem niederen Stande machen, aus welchem diese Leute zusammengerafft worden waren, wenn wir sehen, daß obwohl die Stärke jenes Heeres jener *Zeit in Reiterei* bestand, dieser gemischte Haufen der

Kreuzfahrer, wenn gleich derselbe aus vielen Tausenden von Fußsoldaten bestand, nur acht Reiter zeigte. Es ist nicht zum Verwundern, sagt ein Geschichtschreiber, wenn ein Vogel mit kurzen Flügeln, jedoch mit einem Schweife von so unverhältnißmäßiger Länge einen fernen Flug nehmen könnte. Der Schwärmereifer dieser Unwissenden und Voreiligen, die eher einen Pöbelhaufen ausmachten, als daß sie ein Heer bildeten, und die durchaus keine Kriegsregel beobachteten, war so gewaltig, daß sie die geringste Vorsichtsmaaßregel nicht nur als unnütz, sondern als eine wirkliche Schmähung gegen den Himmel ansahen, die einen Zweifel voraussetzte, ob die Fürsehung auch wohl die Krieger versorgen und beschützen werde, die sich freiwillig dieser heiligen Sache gewidmet hatten.

Dieser wildbewegte Pöbel erwartete deswegen auch nicht die hohen Fürsten und Heerführer, die sich zu gleichem Zuge anheischig gemacht hatten; sondern beschloß, auf eigene Hand fortzuziehen. Sich himmlischen Schutzes zu versichern, stellte man Peter den Eremiten an die Spitze; jedoch weder seine Leitung, noch die Geschicklichkeit seines Unterführers, eines tapferen, jedoch blutarmen Ritters Namens Walter, der wegen seiner Dürftigkeit den Beinamen „der Hellerlose" erhalten hatte, waren vermögend, einen so *zahlreichen* und regellosen Schwarm zu zü-

geln, der, elendiglich ausgerüstet, sich auf einen viele tausend Meilen langen Marsch begab. Diesen voraneilenden Schaaren folgten andere unzählbare Rotten, aus den verschiedenartigsten Stoffen zusammengesetzt, eben so gierig in ihren Erwartungen, wie roh in ihren Gesinnungen und regellos in ihrer Kriegszucht, als es der Schwarm Peters des Eremiten war. Die Führer dieses zweiten Zuges waren ein eben so barbarischer wie unwissender Mönch, Namens Gottschalk, und ein tyrannischer Graf Emmicho, der Besitzungen am Niederrhein hatte. Die Begleiter dieser Beiden waren hauptsächlich aus Bewohnern dieser Rheingegenden zusammen gelesen worden, wo der Schwärmereifer jener Zeit hauptsächlich zu Hause war. Etliche von ihnen hegten die unselige Vorstellung, daß um Sieg über die Heiden in Palästina zu erwarten, es ein gutes Wahrzeichen seyn würde, wenn wan mit Vertilgung der Abkömmlinge der Juden, als der ehemaligen Bewohner des heiligen Landes begönne. Sie erschlugen viele von diesem unglücklichen Volke, die die Händler und Hausirer waren, durch welche in jenen wilden Zeiten der nothwendige Handelsverkehr mit fernen Ländern betrieben ward; und ihre Wohlhabenheit forderte noch mehr als ihr Unglaube die Kreuzfahrer zu *Mord und* Raubgier auf.

Als dieses geräuschvolle Heer, getheilt wie es

war, in verschiedene Wogen eines und desselben heranschwemmenden Oceans, Deutschland durchzogen und auf seinem Wege unerhörte Unordnungen angerichtet hatte, gelangte es nach Hungarn, wo damals die Ueberreste der Hunnen und Bulgarier ansässig waren. Dieses kecke Volk fand, obwohl es dem christlichen Glauben zugethan war, daß die kriegerischen Pilgrimme des Landes Dörfer plünderten und die Lebensmittel wegnahmen, und griff daher ohne Säumen zu den Waffen gegen die Durchzügler, benutzt die Moräste und schwierigen Pässe des Landes und vernichtete so viele von den Kreuzfahrern, daß nur ein Drittheil des Schwarmes, der mit dem Einsiedler Peter gezogen war, auf griechisches Gebiet entrann. Hier half der Kaiser Alexius, wiewohl etwas erstaunt (zweifelsohne über das erbärmliche Aussehen der Vorhuth seiner abendländischen Hülfsvölker), ihren Bedürfnissen ab und war bemühet, sie dahin zu bringen, Verstärkungen von Europa her abzuwarten. Allein nachdem sie einmal der Ostseite des Bosphorus, wohin die Staatsklugheit des Kaisers sie hatte bringen lassen, nahe waren, verlockte der Schwärmereifer dies stürmische Heer von neuem, in sein Verderben zu rennen.

Sie drangen vor nach Kleinasien, und Soliman, der Sultan von Antiochien, lockte diese unwissenden Krieger in die Ebenen von Nicäa, wo sie unter den

Pfeilen der leichtbewaffneten Türken und durch die bösen Einwirkungen des Klimas fielen. Bei diesem tumultuarischen Verfahren verloren dreihunderttausend Kreuzfahrer das Leben, ehe noch die europäischen Könige und Edlen, die dasselbe Gelübde, wie diese überhastigen Schwärmer, geleistet hatten, im Stande gewesen waren, ihre vorläufigen Zurüstungen in Ordnung zu bringen.

Wir müssen allerdings voraussetzen, daß Männer hohen Ranges, die mindestens Etwas von der Kriegskunst verstanden und in gewissem Grade mit der Politik, so wie sie sich damals gab, bekannt waren, und die, freilich thörig genug, sich von dem allgemeinen Schwärmereifer zu solchem Unternehmen hatten hinreißen lassen, nicht alle gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln vernachlässigten, um sich eines guten Erfolgs zu versichern, und daß sie nicht erwarteten, Lebens- und Weiterschaffungs-Mittel oder sonstige dringende Erfordernisse für das Gelingen ihres Zuges würden durch eine Reihe von Wundern ihnen geliefert werden.

Demnach, als der Sturm der Vernichtung unter jenen regellosen Schaaren begonnen hatte, die mit Peter dem Eremiten und Gottschalk und anderen untüchtigen Führern dahin gezogen waren, blieb ein wohlgeschaartes Kriegsheer zurück, das aus den *vier Hauptnationen* Europa's zusammengebracht wor-

den war und dessen Führer wir hier in Kürze erwähnen wollen.

1. Die französische Ritterschaft nahm das Kreuz mit aller Lebhaftigkeit ihres Nationalcharacters, und man nimmt an, daß sie allein eben so viele Abentheurer wie ganz Europa zusammen genommen nach Palästina entsendete. Philipp, ihr König, versunken in Ueppigkeit, und unvermögend sich von seiner Günstlingin Bertrade zu trennen, schloß sich von dem Zuge aus; jedoch seine besten Krieger folgten den Schritten Hugos, beigenannt „der Große,“ des Bruders Philipps, und denen Gottfrieds von Bouillon, Herzogs von Brabant, der später wegen seiner Weisheit und Tapferkeit zum Hauptführer des Kreuzheers erwählt ward. Dieser letztere ausgezeichnete Feldherr ward von seinen Brüdern Balduin und Eustachius begleitet. Stephan von Blois, der Vater jenes Stephans, der nachher König von England ward, Raimund, Graf von Toulouse, Robert, Graf von Flandern, Hugo, Graf von Saint Paul und Balduin de Burg, Fürsten hohen Ranges und Krieger von ausgebreitetem Ruhm, stießen mit Reisigen, wie ihrer Geburt und ihrem Ruhme es geziemte, zu dem Heere.

2. Italien schickte etliche ausgezeichnete Kriegen, u. A. Bohemund, Prinzen von Tarent, mit dessen Neffen Tancred; Beide würdige Nachkommen aus dem Normannstamme der Guiscards, die an

der Spitze von zwölftausend Streitern in See gingen. Die Blüthe der Krieger aus den nördlichen Provinzen Italiens nahm gleichfalls das Kreuz.

3. England stellte viele Barone, die sich unter Robert, beigenannt „Kurzhose," dem ältesten Sohne Wilhelms des Eroberers, den dieser zu seinem Nachfolger als Beherrscher der Normandie ernannt hatte, schaarten. Auch führte Robert einen großen Theil der tapferen normännischen Ritterschaft, um in den Wüsten des Morgenlandes Ruhm zu gewinnen, oder Tod zu ärnten. Man nimmt an, daß auch Krieger aus Schottland, Ireland und Wales, wiewohl nur in geringer Anzahl, dem Zuge der Engländer sich anschlossen.

4. Von Deutschland haben wir schon gesprochen, indem wir Bericht von den Schaaren gemeinen Volkes gaben, die es zu diesem Kriege lieferte. Der deutsche Adel ergriff nicht in gleichem Verhältnisse die Waffen, und als die Kreuzfahrer durch dieses Land zogen, sollen sie sich den Spott und das Gelächter des verständigeren Theils der deutschen Nation zugezogen haben, von der sie hören mußten, daß sie Thoren wären, sich einem so nutzlosen Zuge anzuschließen. Wir werden bald sehen, daß die Deutschen späterhin ebenfalls von dem Gifte, das Kreuz zu nehmen, angesteckt wurden.

So war die Zusammensetzung des Heeres der

ersten Kreuzfahrer beschaffen; eine furchtbare Ausrüstung, deren Anzahl als unzählbar geschildert wird. Die Führer schlugen verschiedene Wege ein, um desto leichter Fütterung und Mundvorrath erhalten zu können, und nach Maaßstab der Einsicht oder der Voreiligkeit ihrer Befehlshaber, vollführten die verschiedenen Abtheilungen ihren Marsch mit mehrerer Sicherheit oder größeren Gefahren. Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich, ward unterweges von den Bulgariern geschlagen, gefangen genommen und als Gefesselter nach Constantinopel geschickt. Die anderen Heerschaaren der Kreuzfahrer kamen wohlbehalten unter den Mauern jener Hauptstadt an.

Mit Recht erstaunte der griechische Kaiser über die Anzahl und Ausdehnung eines Heeres, das aus allen Nationen zusammengebracht worden war und sich mit wahnsinnigem Eifer gegen Palästina wendete, so daß, wie Anna Comnena schreibt, es schien, als ob Europa sich aus seinen Grundvesten gelöset hätte, um über Asien hinzustürzen.

Alexius, der damalige Kaiser Griechenlands, den wir schon als einen einsichtsvollen Fürsten beschrieben, hatte erwartet, die abendländischen Hülfsvölker würden aus einer mäßigen Schaar Geharnischter bestehen, deren Tapferkeit die geringere Anzahl derselben ersetzen würde, und die aus eben denselben

Grunde sich nicht das Ansehen von Gebietern, sondern nur von Verbündeten hätten geben mögen, auch dem Monarchen, zu dessen Beistande sie gekommen wären, keine Vorschriften hätten machen können. Statt einer solchen mäßigen Verstärkung, sah der schlaue und argwöhnische Kaiser des Osten sich jetzt von bewaffneten Legionen aus allen Winkeln Europa's umzingelt, die verschiedenen Sprachen redeten, in Stahl gehüllt — kurz, die mit seinen verweichlichten Griechen verglichen, Eisenmänner waren, die keine Bande anerkannten als die ihres rasenden Eides; in deren Menge jeder einzelne Ritter sich mit dem furchtlosesten Vertrauen auf seinen eigenen Muth verließ, und mit der hohnsprechendsten Verachtung jeden Widerstand betrachtete, der seinem höchst unvernünftigem Verlangen dargeboten werden mogte.

Die Betrachtungen und Muthmaaßungen des Kaisers Alexius waren natürlich genug; jedoch ein hochherziges Gemüth würde dieselben unterdrückt und vielmehr der Ehre der Hauptführer des Kreuzfahrerheeres vertraut, als ihre Stärke durch hinterlistige Ränke wankend gemacht und ihren Stolz durch Kundgebung eines Zweifels an ihre Treue und durch eine Furcht vor ihrer Menge und Streitmacht beleidigt haben. Zuvörderst weigerte er es geradezu, einen so zahlreichen bewaffneten Heerhaufen in seine asiati-

schen Besitzungen ziehen zu lassen, wäre es auch, um seine Feinde, die Türken, zu bekriegen. Auch gestattete er den Kreuzfahrern nicht eher freien Durchzug über den Bosphorus, bis diese darein gewilligt hatten, ihm einen Eid der Treue zu schwören. Gottfried von Bouillon und die übrigen Heerführer willigten endlich in diese unangenehme, schielende Vorbedingung, und verstanden sich lieber zu einem Grade von Erniedrigung, als daß sie die Beschwerden ihres Zuges vermehren, oder einen Angriff auf einen christlichen Kaiser zur ersten Kriegsthat ihrer Kreuzfahrt machen wollten.

Doch gelang es nur mit großer Schwierigkeit, die vielen hochmüthigen Führer zur Leistung des geforderten Eides zu bewegen. Robert von Flandern weigerte sich entschieden, den Schwur abzulegen und konnte durch kein Mittel dazu gebracht werden. Viele von den Hauptleuten der Kreuzfahrer wurden nur zur Eidleistung durch die reichen Geschenke bewogen, die der Kaiser an sie vertheilte, und wodurch er eine scheinbare Unterwürfigkeit erkaufte, um so die wirkliche Schwäche jenes Reiches zu verbergen.

Ja, die Art und Weise, auf welche die Ceremonie vollzogen ward, zeugte von der Geringschätzung, die die Kreuzfahrer gegen das ganze Possenspiel hegten.

Ein französischer Graf, Namens Robert von

Paris, erschien vor dem Kaiser mit mehreren seines Standes, den Eid zu leisten. Kaum hatte er der Ceremonie Genüge gethan, so setzte er sich auf den Thron hin, auf welchem der Kaiser im Ornate Platz genommen hatte, indem er ausrief: „Welcher Lump sitzt denn, wo so viele edle Ritter um ihn herumstehen?" Man mag es glauben, daß kein Hauptmann des Kaisers wagte, drein zu reden, jedoch Balduin, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, faßte des Grafen Hand, warf ihm seine Rohheit vor und nöthigte ihn, von dem eigenommenen Platze zu weichen. Der Kaiser, der seine Gelassenheit beibehielt, fragte nach dem Namen und dem Stande des Kriegers, der sich so große Freiheit genommen hatte: „Ich kann Euch nur dies sagen," versetzte der Franke, „daß in meinem Lande eine uralte Kirche befindlich ist, zu welcher diejenigen, welche ihren Muth darthun wollen, in voller Rüstung wallfahrten, dem Gottesdienst daselbst beiwohnen und dann dort weilen, um den Angriff irgend eines fahrenden Ritters abzuwarten. In jener Kirche, zu der drei Heerwege leiten, habe ich selbst lange Zeit geweilt; doch der Mann lebt nicht in Frankreich, der es wagte, meine Herausforderung anzunehmen." Der Kaiser beschränkte seine Erwiderung hierauf auf die schlaue Gegenbemerkung, daß wenn der Graf einen Kampf wünschte, er an einen Ort gelangen würde, wo er

dergleichen in Fülle haben könnte, und fuhr dann fort, den Ritter, der wahrscheinlich wenig nach solcher Lehre fragte, von der besonderen Gefechtart der Türken zu unterrichten. Diese Anecdote ist von Anna Comnena, der Tochter des Alexius, erzählt worden, die scheint, als habe sie's tief empfunden, als sie sah, wie die erlauchte kaiserliche Würde ihres Vaters auf so plumpe Weise verletzt ward.

Nachdem viele Zeit verschwendet und von Seiten des Kaisers manches Versprechen hinsichtlich des Mundvorrathes, des Weines und anderer Bedürfnisse des Heeres gegeben und gebrochen worden war, begann das erste Kreuzfahrerheer, auf griechischen Schiffen an die Küsten Asiens versetzt, ernstlich, sein heiliges Kriegswerk zu unternehmen. Nicäa, wo sich eine gute türkische Besatzung befand, ward nach einer Statt gefundenen Belagerung eingenommen und dem Kaiser Alexius übergeben, dem dies eine schätzenswerthe Eroberung war. Soliman, der türkische Sultan, mehr beleidigt als entkräftet durch den Verlust, den er erlitten hatte, versammelte ein sehr zahlreiches Heer, das sich auf hundert und funfzig bis zweihunderttausend Reiter belief. Diese schwärmten um die Vorhuth der Christen herum, und schwächten sie durch beständige, verderbliche Angriffe. Die brennende Sonne ward den nordischen Männern, denen die Stahlrüstung durch die Hitze noch unerträglicher wurde,

höchst beschwerlich. Der ungewöhnliche Hall und die barbarischen Töne der türkischen Kriegsmusik scheuchte die Streitrosse der Christen, und in der ersten Hauptschlacht zwischen den Kreuzfahrern und den Ungläubigen liefen Erstere große Gefahr einer Niederlage. Die verzweifelten Anstrengungen der Führer brachten endlich die Ungläubigen von ihren verwüstenden Scharmützeln ab zu einer Schlacht, in welcher der Stahlpanzer und die überlegene Körperstärke der Europäer diesen den Vortheil des Tages zuwendeten. Bohemund, dann Graf Hugo von Frankreich und Robert von der Normandie verrichteten wundersame Heldenthaten in eigener Person. Robert erschlug drei vornehme Ungläubige Angesichts beider Heere. Sultan Soliman entfloh vom Gefilde der Schlacht, die bei Dorykäum in Phrygien geliefert ward. Die Wiedererwerbung dieses Besitzthums für den Kaiser Alexius, da es ein wichtiges Gränzland bildete, ward vielleicht das Mittel, wodurch das griechische Reich einhundert Jahre länger Bestand hielt, als es ohne diese Eroberung wohl bestanden haben würde. Allein Alexius machte keinen staatsklugen Gebrauch von den ihm gewordenen Vortheilen. Statt den Christen treu und aufrichtig beizustehn, ging er Umwege; er strebte sein eigenes Interesse zu verfolgen, indem er zwischen den Kreuzfahrern und deren Feinden, den Türken, das Gleich-

gewicht in der Hoffnung erhielt, er könne vielleicht die eine oder die andere Schale nach seinen Gelüsten steigen oder sinken lassen.

Die Belagerung der berühmten Stadt Antiochien, welche von Mangel an Lebensmitteln und an frischem Wasser, von brennender Hitze und ansteckenden Seuchen begleitet war, prüfte die Geduld der kriegerischen Pilger und überwältigte viele derselben. Doch wurden die Kreuzfahrer besonders durch die Abtrünnigkeit Peters des Eremiten beleidigt, der lieber vom Kampfplatze entwich, als daß er die Beschwerden theilte, zu denen er so viele Tausende verlockt hatte. Der Flüchtling ward mit Gewalt zurückgebracht, und dies um so eher, da die Abwesenheit dieses berühmten Predigers und Propheten für eine böse Vorbedeutung gehalten ward. Antiochia fiel endlich, durch Verrath eines in der Stadt befindlichen Christen, den Kreuzfahrern in die Hände; jedoch, wüthend über die Noth und Bedrängniß, die sie hatten erdulden müssen, und dürstend nach Blut, verschonten die Belagerer in ihrem Grimme weder Christen noch Heiden.

Ein ziemlich starkes Heer, das hauptsächlich aus Persern bestand und von einem Emir, Namens Kerboga, befehligt ward, rückte vergebens vor, um den Platz wieder zu gewinnen und die hingeschlachteten Moslemiten zu rächen. Freilich versetzte ihre

Blockade die, welche jüngst Belagerer gewesen waren, in den Zustand von Belagerten. Seuche folgte auf Hungersnoth; Mann und Roß stürzten in Menge. Eine wohlersonnene und zu günstiger Zeit vorgegebene Entdeckung einer verminten Reliquie von absonderlicher Heiligkeit, rief den Schwärmereifer wieder hervor, der bereits unter Mißgeschick und Leiden versunken war. Die Thore von Antiochien wurden aufgerissen, die Kreuzfahrer stürzten in voller Hoffnung auf Sieg aus denselben hervor, und da sie durch eine vorgespiegelte Erscheinung des heil. Georg, des heil. Theodosius und des heil. Moritz ermuthigt wurden, zerstreuten sie völlig die Schaaren des Belagerungsfeldherrn, die als fast unzählbar beschrieben worden sind. Die veste und wohlhabende Stadt Antiochien ward zum Sitz eines Fürstenthums ernannt, das in die Obhuth Bohemunds gegeben wurde; denn Alexius lehnte es ab, das anzunehmen, was er, wie wußte, zu behaupten nicht Kraft genug besaß. Der Weg nach Palästina lag den Kreuzfahrern nun offen da — nach dem Lande, um deßwillen sie auf jegliche andere Aussicht ihres Lebens verzichtet hatten.

Außer der Nothwendigkeit, Verstärkungen an sich zu ziehen und der Schwierigkeit, zu einem vesten Entschluß in Fällen zu gelangen, wo so viele Meinungen zu befragen waren, hatte es sich auch er-

eignet, daß die Stadt Jerusalem, deren Besitz das eigentliche Ziel der Kreuzfahrer war, eine Veränderung der Herrschaft erlitten, indem sie aus den Händen der Türken wieder in die der ägyptischen Saracenen gefallen war. Die Saracenen hatten, wie Du Dich dessen erinnern wirst, jederzeit, so lange sie die heilige Stadt inne hatten, den abendländischen Pilgrimmen Schutz gewährt. Es geschah demnach nicht ohne Grund, daß man versuchte, die Kreuzfahrer zu vermögen, dem Kriege ein Ende zu machen, da derselbe jetzt keinen Zweck mehr hätte. Die ägyptischen Abgeordneten eröffneten den versammelten Heerführern, daß Jerusalem, früher der Schauplatz türkischer Bedrückung, jetzt den rechtmäßigen Besitzern der Stadt, den Saracenen zurückgegeben worden wäre, die jederzeit gastliche Aufnahme und freien Zutritt zu den Andachtsörtern allen Pilgern, die in mäßiger Anzahl und unbewehrt kamen, gewährt hätten und daß sie gelobten, solches auch fernerhin zu thun. Auch bot der Kalif große und glänzende Geschenke, um die Führer des Kreuzheeres zu bewegen, Frieden zu schließen. Die europäischen Vorkämpfer gaben zur Antwort, ihr Gelübde machte es ihnen zur Pflicht, das heilige Land und dessen Hauptstadt Jerusalem von Ungläubigen zu erlösen, weß Namens diejenigen auch seyn mögten, die Land und Stadt inne hätten; daß sie daher entschlossen

wären, die Stadt wieder zu erlangen und also auf keinen Tractat weder mit Türken, noch Saracenen, noch sonst einem Mahomedaner sich einlassen würden, wenn solcher Vertrag nicht die Uebergabe Jerusalems zur Grundbedingung hätte.

Endlich, im J. 1099 rückten die Trümmer des ersten mächtigen Kreuzheeres in Palästina vor und belagerten die heilige Stadt Jerusalem, die so lange das Ziel ihrer Hoffnung, ihres Gelübdes und ihres Wunsches gewesen war. Der Platz war allerdings vest und von dicken Mauern und Bollwerken geschützt, die noch sehr brauchbar waren. Die Kreuzfahrer, die ihre Krieger nach hunderttausenden gezählt hatten, beliefen sich jetzt nicht auf vierzigtausend Mann. Aladin, Unterbefehlshaber des ägyptischen Kalifen, zählte beinahe eben so viele Vertheidiger. Die Christen hatten demnach ein schwieriges Werk vor sich, besonders da es ihnen an Wasser, Zelten und Kriegsgeräthe gebrach. Anfänglich versuchten sie die Stadt durch Sturmanlauf zu nehmen, und machten einen allgemeinen Angriff auf die Mauern, fünf Tage nachdem sie vor denselben angelangt waren; doch da sie zu solchem Dienste unvorbereitet waren, wurden sie mit Verlust und Unehre zurückgeschlagen. Dennoch ward die Belagerung mit Nachdruck betrieben; die Heerführer trugen ihren Verlust mit Standhaftigkeit und ihre Erfahrung

half ihnen Abhülfe ihres Mangels aufzufinden. Zwei hölzerne auf Rädern erbauete Thürme wurden von einem Genueser Gewerksmanne verfertigt, um an die Mauer, Behufs des Angriffs, gerückt zu werden. Der erste Thurm unter dem Oberbefehl des Grafen Raimund vor Toulouse ward von den Belagerten durch Feuer vernichtet. Die zweite dieser Maschinen unter unmittelbarer Aufsicht Gottfrieds von Bouillon ward mit besserem Glücke an die Mauer gerollt, so daß die Angreifenden die Brustwehr überschauen konnten, und die Pfeile ihrer Bogenschützen die Wälle von Vertheidigern säuberten. Eine Zugbrücke, die jetzt zwischen Thurm und Mauer niederfiel, ließ die Belagerer über sich hinschreiten und — Besitz von der Stadt nehmen. Ein scheusliches Blutbad begann, in welchem viele Tausende von Muhamedanern noch dann erschlagen wurden, als jeder Widerstand aufgehört hatte. Als dieses erbarmungslose Gemetzel (welches drei Tage lang währte) vorüber war, schaarten sich die Sieger mit einer Andacht, die in seltsamem Widerspruche mit ihren jüngst verübten Grausamkeiten stand, zu einer feierlichen Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe, wo lauter Lob- und Dankgesänge erschollen und andächtige Bußthränen flossen, als wären dem Himmel dergleichen Opfer von Menschen wohlgefällig, deren Hände noch mit dem Blute gefärbt waren, das sie in einem unberufenen Gemetzel vergossen hatten.

Dem Lande Palästina ward das Schicksal Jerusalems und die christlichen Heerführer beschlossen ihren Sieg dadurch zu vestigen, daß sie daselbst ein lateinisches Königreich errichteten, dessen Schwerter für immer das heilige Land beschützen sollten, das die Tapferkeit der Kreuzfahrer den Ungläubigen entrungen hatte. Die Krone von Palästina ward von Robert von der Normandie und von Robert von Flandern, die Beide wohl Ansprüche an diese Herrschaft hätten haben mögen, zurückgewiesen; der ehrgeizige Bohemund hatte sich bereits in Antiochien vestgesetzt und Balduin zu gleichen Zwecken Edessa in Besitz behalten. Nun ward einem Helden, der, wenn er den Ebengenannten gleich an Tapferkeit, wiewohl geringer an Macht war, dieselben jedoch bei weiten an moralischen Eigenschaften und wahrem Religionssinne übertraf, durch die einmüthige Zustimmung aller derer, die an dem Zuge Theil genommen hatten, die Krone angetragen. Dieser Held war Gottfried von Bouillon, der Erste, der in die erstürmte Stadt drang, zu deren Könige er jetzt erklärt ward. Dort wollte er nur den Titel eines Hüthers oder Schirmherrn des heiligen Grabes annehmen, und wählte aus eben dieser andächtigen Bescheidenheit statt einer Krone von Gold, eine Dornenkrone, als das geziemende Sinnbild seiner Herrscherwürde.

Binnen etwa vierzehn Tagen ward der Fürst aufgefordert, seine neuerrungene Hauptstadt gegen den ägyptischen Kalifen zu vertheidigen, der in Person anrückte, um die Einnahme zu rächen. Die Streiter trafen im Thale Askalon zusammen, wo die Aegypter, die in der Kenntniß und Führung des Krieges weit unter den Türken standen, mit denen die Christen es bisher im Kampfe zu thun gehabt hatten, eine völlige Niederlage erlitten. Nachdem Gottfried so sein neues Königreich eingerichtet und erweitert hatte, schritt er unter allgemeiner Zustimmung der meisten erfahrenen Männer, die mit ihm waren, zur Abfassung einer Reihe von Gesetzen, kraft welcher die Verfassung des lateinischen Königreiches, wie man es nannte, nach den reinsten Grundsätzen des Lehenwesens angeordnet wurde.

Auf diese Weise war das Königreich Jerusalem eingerichtet und geregelt worden, welches noch ein Jahrhundert nach seiner Begründung durch den ersten Kreuzzug bis zu seiner Zerstörung im Jahre 1187 durch Saladin bestand. Während des kurzen Zeitraums seines beunruhigten Bestehens erlitt dieser Staat, der unter so viele stolze und unabhängige Lehensträger vertheilt war, die oft dem Könige ihrer eigenen Wahl den Gehorsam verweigerten, so mancherlei bürgerliche Erschütterungen, daß dadurch besonders das Reich unfähig gemacht ward, sich gegen

die Mahomedaner zu vertheidigen, die fortwährend darnach rangen, ein Ländergebiet wieder zu gewinnen, das sie als ihr Eigenthum betrachteten. Doch wurden verschiedene Versuche gemacht, die Christen bei ihrer Gegenwehr zu unterstützen.

Einer dieser Versuche bestand in Errichtung zweier großen Vergesellschaftungen oder Ritterverbrüderungen, die das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams gegen ihre geistlichen Oberherren ablegten, die jedoch in anderer Hinsicht geschworne Krieger zu Vertheidigung des heiligen Tempels gegen die Ungläubigen waren. Dieser kriegerische Mönchsorden leistete zum Schutze des gelobten Landes wichtige Dienste; allein als die Tempelritter, wie sie genannt wurden, wohlhabend und mächtig geworden waren, scheint es, daß ihre Sitten sich verderbten und ihre Grundsätze ausarteten. Auch verklagte man sie, als wären sie auf Unternehmungen bedacht gewesen, die ihrem eigenen Orden Vortheile verhießen, jedoch den gesetzlichen christlichen Monarchen, so wie der Christenheit im Allgemeinen Gefahr droheten; so daß unter theils erwiesenen, theils nur vorgebrachten Beschuldigungen der Orden im Jahre 1312, zweihundert Jahre nach dessen Entstehen, aufgelöset ward.

Die zweite Vergesellschaftung derselben Art wurde die *Hospitaliterritter* des heil. Johann von Jeru-

salem genannt, deren erstes Gelübde war, für die gastliche Aufnahme der Pilger zu sorgen, obwohl sie, gleich den Templern, sich auch den Kriegsthaten gegen die Ungläubigen widmeten. Sie stiegen nicht zu der Bedeutung der Templer empor, und luden auch nicht wie jene, den Haß der Christenheit auf sich; demnach wirst Du sehen, daß die Ritter des heil. Johann, unter der Benennung „Malteserritter," ihre beschworene Fehde gegen die Muhamedaner bis zu einer späteren Periode fortsetzten.

Allein außer der Beihülfe dieser beiden kriegerischen Verbrüderungen, die zur Behauptung des gelobten Landes gestiftet wurden, leiteten die nämlichen Beweggründe, die zuerst die Mächte von Europa an dem ersten der Kreuzzüge Theil nehmen ließen, von Zeit zu Zeit zu ähnlichen und zwar zu fünf auf einander folgenden Zügen an, so daß große Heere nach Asien in der Absicht wanderten, dem Falle Palästina's vorzubeugen, oder dasselbe, wenn es verloren worden war, wieder zu erobern. Dieser Züge muß im Verlauf unserer Geschichte mehr oder minder ausführlich gedacht werden. Mittlerweile mögen wir hier die Geschichte des ersten Kreuzzuges damit beschließen, daß wir den Tod des Helden desselben, nämlich Gottfrieds von Bouillon, im J. 1100 erwähnen, dessen Tugen-

den und Talenten es gelungen war, den durch seine Täpferkeit errungenen Besitzungen einen vorübergehenden Anstrich von Stärke und Haltbarkeit zu verleihen. Der Tod Gottfrieds fand ein Jahr nach der Einnahme von Jerusalem Statt.

Zweites Kapitel.

Uneinigkeiten zwischen den dreien Söhnen Roberts, Herzogs von der Normandie. — Das Königreich England und die Normandie vereinigt in der Person Heinrichs des Jüngsten — Krieg, unternommen von Ludwig dem Dicken, zur Unterstützung des Anrechtes Wilhelm Elito's, des Neffen Heinrichs, an die Normandie — Niederlage der Franzosen — Wilhelm Elito's Glücksfälle — dessen Tod — Tod Ludwigs des Dicken — Thronbesteigung Ludwigs des Jüngeren, der in Verbindung mit dem deutschen Kaiser Konrad einen Kreuzzug unternimmt — der Zug wird von zweien Schaaren Weiber begleitet — Die deutschen Amazonen unter einer Führerin, die „Goldfüßige" genannt; die französischen unter der Königin Eleonore — Unfälle dieser Kreuzfahrer — Mißbetragen Eleonorens. — Beide Monarchen lassen von der Unternehmung ab.

Während die Fürsten und Ritter des ersten Kreuzzuges in Palästina das kleine Königreich Jerusalem stifteten, fanden in Europa verschiedene Umgestaltungen Statt, durch welche die Rechte der Abwesenden schwer gekränkt wurden. Keiner litt

mehr als Robert, der Herzog von der Normandie. Um sich selbst dem Kreuzzuge zu widmen, hatte dieser älteste Sohn Wilhelms des Eroberers die Normandie, die von seines Vaters Besitzungen der einzige Theil war, der ihm zufiel, an seinen Bruder Wilhelm den Rothen, König von England für eine große Summe Geldes verpfändet. Allein während Robert beschäftigt war, mahomedanische Kämpen vom Wirbel bis zum Gürtel zu spalten und Thaten höchst romantischer Tapferkeit zu verrichten, war Wilhelm in Geheim bemüht, den Antheil zu sichern und bleibend zu machen, den er an dem Pfande hatte, das ihm durch das Lehen des Herzogthums übergeben worden war, und bald ließ es sich erkennen, daß selbst wenn Robert im Stande seyn und Verlangen tragen sollte, sein Land zurückzufordern, dessen mächtigerer Bruder, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht auf sein daran erlangtes Recht verzichten würde. Allein der Tod des Wilhelm Rufus brachte einen dritten Sohn des Eroberers mit in das Spiel. Dieser war Heinrich, der Jüngste, den seine Brüder, sowohl Robert wie Wilhelm, nach des Vaters Tode mit vieler Strenge behandelt und ihm den kleinsten, seinem Range geziemenden Jahrgehalt verweigert hatten. Bürgerkrieg brach zwischen den Brüdern aus, und bei einer denkwürdigen Gelegenheit ward Heinrich von seinen Brüdern in

der Vestung Mont Saint-Michel belagert und durch gänzlichen Mangel in die größte Noth versetzt. Als sein Elend seinem Bruder Robert, der stets großmüthig war, kund ward, sandte dieser ihm sofort Hülfe. Wilhelm, der von härterem und unbeugsamerem Gemüthe war, warf seinem Bruder die verübte Großmuth vor. „Was hätte ich denn thun sollen?“ fragte entgegnend der hochherzige Norman: „Er ist unser Bruder. Wäre er aus Mangel an Wasser gestorben, wie hätten wir seinen Verlust ersetzen sollen?“

Bei Uebergabe der Vestung jedoch ward Heinrich zu dem Stande eines Privatmannes herabgesetzt, obwohl seine Tapferkeit der seiner beiden Brüder gleich war, seine Einsicht die Jener noch übertraf und seine Gelehrsamkeit, was in jenen Tagen ungewöhnlich war, sich dergestalt hervorhob, daß er den Beinamen „Beau-clerc“ *) erhielt.

---

*) Sir Walter Scott übersetzt diesen Beinamen mit „admirable scholar“ — „trefflicher Gelehrter.“ Das Wort „Clerc“ hat im Altfranzösischen eine ungleich edlere Bedeutung als in jetziger Zeit. Es ist das lateinische „clericus“ oder „Geistlicher.“ Da aber in früheren Jahrhunderten die Geistlichen ausschließlich oder vorzugsweise im Besitz der Gelehrsamkeit waren, hat das Wort „clerc“ (wohl zu bemerken, der Schlußbuchstab wird nicht mitgesprochen) zu gleicher Zeit die

Wilhelm Rufus ward zufällig durch einen Pfeilschuß getödtet, als er in dem neuen Forste jagte, der so gewissenlos durch seinen Vater den Eroberer angelegt oder erweitert ward. Heinrich, der bei derselben Belustigung, wiewohl in einer anderen Gegend des Waldes, zugegen war, und diesen Unfall, so wie derselbe sich ereignet hatte, erfuhr, ritt in Galopp nach London und benutzte Robert's Abwesenheit, um seine Wahl zum Beherrscher Englands zu bewirken, die denn auch vom Parlamente bestä-

---

Bedeutung eines Gelehrten. Demnach wäre beauclerc, in Bezeichnung eines Studirten, das, was etwa bel-esprit in Bezug auf einen gebildeten Menschen sagen will. Die Beilegung des Titels oder der Benennung „clerc" ist durch die Sitten der fortschreitenden Zeit wie manche andere Benennung ausgeartet. Wenn „Clercs - de - Chambre" zwölf Prälaten am römischen Hofe sind, die eine höchste Gerichtsinstanz in Kirchenstreitigkeiten bilden, auch clerc du secret in alten Zeiten ein königlicher Geheimschreiber war, so muß man doch heut zu Tage finden, daß der Beiname „clerc" auch fast allen Innungsbeamteten und dergl. untergeordneten Dienstleuten sich beilegte, wie z. B. „clerc-d'office," der Hofküchenschreiber, „clerc des orfèvres," Schreiber bei der Goldschmiedszunft, oder gar „clerc du guet," der Strandwachtschreiber, der in Seehavenstädten das herabwürdigende Amt eines Diebesjägers hat.

Anm. des Uebers.

tigt ward. Robert, dessen älteres Erbrecht so zum zweitenmale hintangesetzt wurde, befand sich zu der Zeit in Apulien, wo seine Vermählung mit einer reichen Erbin ihn mit Mitteln versehen hatte, sein Herzogthum, die Normandie, wieder einzulösen. Bei seinen Ansprüchen an die Krone von England ward er nur durch die normännischen Barone unterstützt, die Waffengefährten des Eroberers gewesen waren. Heinrichs Hauptstützen fanden sich in den Engländern, die von dem ersten Wilhelm grausam unterdrückt und mit noch minder Fug und Recht von Wilhelm dem Rothen tyrannisirt worden waren. Heinrich hingegen machte sich die Nation dadurch zugethan, daß er die Mißbräuche in seines Vaters und seines Bruders Regierung abstellte und durch zweckmäßigere Vertheilung der Lehen, das Lehenwesen des Landes auf gesetzlicheren und rechtlicheren Fuß stellte.

Diese Sänftigung der Lehensrechte war besonders den Engländern lieb, die schwer gelitten hatten und daher nunmehr die Krone des Landes gern bei Heinrich wußten. Die Erweiterung der Freiheit erschien zu gleicher Zeit auch den Normannen annehmlich, und Heinrich begann Anhänger selbst in seines Bruders Herzogthume zu gewinnen. Jedoch die plötzliche Rückkehr Roberts aus Apulien rief die wankende Treue der Vasallen der Nor-

mandie zu ihrer Pflicht zurück und versetzte die hohen normännischen Barone in eine drängende Alternative; denn im höchst wahrscheinlichen Falle eines Krieges zwischen den beiden Brüdern mußten, da die meisten Begleiter Wilhelms des Eroberers Güter in England und in der Normandie besaßen, ihre Lehen so hier wie dort der Gefahr der Verwirkung ausgesetzt seyn, je nachdem die Besitzer sich auf diese oder jene Seite wendeten, d. h. ob sie es mit Heinrich oder mit Robert hielten. Auch fand man bald, daß Robert vorschnell und verschwenderisch, sein Bruder hingegen der weiseste Fürst seiner Zeit war. Ein kurzer Friede oder Waffenstillstand verhinderte es nicht, daß die Brüder zum Kriege schritten, der durch die Schlacht bei Tenchebraie in der Normandie entschieden und wo Robert, trotz der Tapferkeit, die er bewies, geschlagen und gefangen genommen ward. Er sah sich in immerwährende Kerkerhaft versetzt, doch wurden ihm darin alle Vergnügungen der Tafel, so wie diejenigen Belustigungen zugestanden, die er sich durch Minnesänger und Gaukler verschaffen konnte. Er ward bemitleidet, aber nicht zurückgewünscht; denn sein normännisches Volk dachte mit den alten Chronikenschreibern, daß er ein Fürst vom unerschütterlichsten Muthe wäre, der viele Heldenthaten bei den Belagerungen von Antiochien und *Jerusalem* vollführte; den jedoch seine Einfalt zum

Regieren untauglich machte, weil sie ihn verleitete, unverständigen und leichtsinnigen Rathgebern Gehör zu geben.

Das Königreich England und das Herzogthum der Normandie waren jetzt in der Person Heinrichs so vereint, wie es früher mit ihnen unter Wilhelm dem Eroberer der Fall war, und gleich diesem ward auch Heinrich ein Gegenstand des Neides für seinen Oberherrn, den König von Frankreich. Streng genommen, war es allerdings der Lehensabhängigkeit zuwider, daß der Vasallenstand zwischen zweien Fürsten von gleicher Macht obwalten sollte, weil in solchem Falle dem Lehensträger der Besitz eines Lehens, das ihn mit unauflöslichen Banden der Dankbarkeit an den Lehensherrn fesseln mußte, nicht mehr als Gunst oder Wohlthat erschien, sondern im Gegentheile ihn geneigt machte, sich durch das Tragen des Lehens mehr entwürdigt als bereichert zu betrachten; so daß seine Einbildung unaufhörlich damit beschäftigt seyn mochte, auch seine nominelle Abhängigkeit von einem Lehensherren abzuschütteln, der ihm aller Wahrscheinlichkeit nach geringer dünkte, als er selbst sich schätzte. Wegen dieser gegenseitigen Eifersucht gab es fortwährende Zänkereien, ja sogar etliche wirkliche Kriege zwischen Heinrich von England und Ludwig von Frankreich, der in seinen letzteren Lebensjahren in Folge seines

körperlichen Umfanges den Beinamen „der Dicke" erhielt.

Der fürchterlichste Krieg, den Letzterer gegen den König von England erregte, hatte die Ansprüche des Jünglings Wilhelm Clito zum Vorwande. Dieser Wilhelm war nur der Sohn des gefangenen Roberts von der Normandie, zu dessen Gunsten der König von Frankreich nicht nur selbst zu den Waffen griff, sondern mehrere seiner hohen Kronvasallen vermogte, für dieselbe Sache zu streiten. Eine namhafte Anzahl von Baronen und Rittern der Normandie wurden unter der Hand für die Absicht gewonnen, die herzogliche Krone auf das Haupt eines Sohnes zu setzen, dem dieselbe als Erbe seines Vaters gebührte. Heinrich schiffte hinüber nach der Normandie, um seine Rechte in diesem schönen Herzogthum gegen Wilhelm Clito, seinen Neffen, zu vertheidigen, und führte ein tapferes Heer, das sowohl aus Normannen, wie aus Engländern bestand, mit sich. Ludwig der Dicke rückte an der Spitze seiner Streitkräfte und der seiner Verbündeten, zu denen auch der junge Wilhelm, mit dem Beinamen „Langdegen", weil er eine lange Waffe trug, gehörte, gegen Rouen vor, und fand sich unerwarteterweise Angesichts der engländischen Kämpfer.

Der junge Langdegen, seiner Abkunft wie des *furchtbaren* Beinamens würdig, der ihm gegeben

worden war, griff die Vorhuth Heinrichs so keck an, daß er sie in Unordnung brachte. Jedoch Heinrich rückte mit seiner Leibwache vor und stellte die Reihen wieder her. In jenen Tagen fochten die Heerführer meistentheils an der Spitze ihrer Schaaren. Wilhelm Crispin, ein tapferer Rittersmann, griff den König in Person an und versetzte ihm zwei Schwerthiebe, die zwar von dem Helm des Königs abgehalten wurden, doch schwer genug fielen, um das Metall auf dem Kopfe so platt zu schlagen, daß dem Könige das Blut aus Mund und Nase drang. Entweder empfing Heinrich in Zeiten Beistand von irgend einem tapferen Normann aus den Reihen seines Heeres, oder aber er warf den Ritter Crispin mit eigener Hand so derb zu Boden, daß das Leben dieses Tapfern nur mit Mühe gerettet ward. Die Franzosen wurden in diesem Treffen völlig geschlagen. Da die Kämpfer meistens unter einander Freunde und Nachbarn waren, so gab es auf der Flucht keinen sonderlichen Verlust; und selbst während der Schlacht wurden nur drei Ritter oder Edle getödtet; wiewohl Viele in Gefangenschaft geriethen. Der König von Frankreich büßte sein Roß und seine Fahne ein. Heinrich lösete diese Gegenstände von dem Krieger ein, der dieselben erobert hatte, behielt das Banner als ehrenvolles Siegeszeichen und gab mit dem Streitrosse

Clito's, das von Heinrichs Sohne erbeutet worden war, den Hengst Ludwigs an deren Eigner zurück. Diese Artigkeiten bahnten i. J. 1120 den Weg zu einem für den engländischen Monarchen höchst vortheilhaften und ehrenvollen Frieden.

Bei diesem Frieden bewilligte Ludwig dem Könige von England einen überaus wichtigen Punkt. Heinrich hatte sich geweigert, die Lehenshuldigung für die Normandie zu leisten, wie es herkömmlich bei den Nachkommen Roberts I und noch bei Wilhelm dem Eroberer und dessen Sohne Wilhelm dem Rothen gewesen war. Ludwig konnte freilich mit Recht diese Huldigung verlangen. Solche Eidesleistung aber wäre, wie der König von England sagte, eines gesalbten Hauptes unwürdig. Ludwig erkannte nur zu wohl, wohin diese Aeußerung zielte, und daß es Heinrichs Absicht wäre, sich gänzlich von seiner Vasallenpflicht loszusagen; wodurch er denn bestimmt worden war, die Ansprüche Wilhelm Clito's desto eifriger zu unterstützen. Jetzt jedoch, wo er fand, daß die Ergebnisse des Krieges sich gegen ihn wendeten, willigte Ludwig widerstrebend darein, daß Wilhelm, der einzige Sohn Heinrichs mit der Normandie belehnt würde, und für dieses Lehen die Huldigung leistete; wiewohl er allerdings dabei einsehen konnte, daß Heinrich alle Gewalt und allen Reichthum des Herzogthums in Händen haben und

doch zugleich der Eidesleistung und der Verpflichtung eines Vasallen dadurch entgehen würde, daß er das Lehen auf seinen Sohn übertragen ließ.

Allein plötzliche Wendungen des Geschickes machen die weisesten Pläne menschlicher Klugheit zunicht. Der junge Prinz Wilhelm von England kam auf der See um's Leben; mit ihm starb das Project eines Vermittlervasallen in dem Lehen der Normandie, und der Ausgleichungsplan scheiterte. Gelockt durch die trostlose Lage Heinrichs, der jetzt ohne Sohn war, erneuerte der König von Frankreich seine Anspinnungen mit Wilhelm Clito. Er bewirkte, daß dieser junge Prinz mit der Tochter des Grafen von Anjou vermählt ward, mit welcher ihm die Grafschaft Maine als Morgengabe zufiel. So in eine bedeutende Herrschaft eingesetzt, die nahe den Gränzen der Normandie lag, auf welche seine Geburt ihm ein so großes Recht gab, fand Wilhelm Clito es leicht, nochmals eine große Verbündung unter den Adeligen des Herzogthums gegen Heinrich zu Stande zu bringen. Des Königs von England vielgeprüfte Klugheit, gemischt mit einem Schatten jenes Glücks, das nur durch Klugheit ersprießlich wird, verlieh dem engländischen Monarchen nochmals das Uebergewicht über seine Feinde. Er erhielt i. J. 1124 einen leichten und vollständigen Sieg über die rebellischen Edlen, von denen

viele zu Gefangenen gemacht und mit Härte behandelt wurden. Lucas de Barré, ein normännischer Ritter von einigen Vorzügen, gab ein Beispiel jener Strenge. Er war vormals durch Heinrich zum Gefangenen gemacht und großmüthig freigegeben worden. Ungeachtet dieser Huld empörte er sich nicht nur zum zweiten Male gegen den König von England, sondern hatte auch satirische Balladen, worin er denselben lächerlich machte, verfaßt und öffentlich vorgelesen oder abgesungen. Solche Beleidigungen erregen bittrern Groll, als wirkliche Beschimpfungen. Der unglückliche Poet ward, als er zum zweiten Male in die Hände des erzürnten Monarchen gerathen war, verurtheilt, seine Augen zu verlieren. Allein er rang so gewaltig mit den Henkern, als diese kamen, den Spruch in Erfüllung zu bringen, daß er sich an der Wand des Kerkers den Schädel einstieß und auf solche Weise starb. Zwei andere rebellische Adelige mußten die nämliche Strafe des Blendens erleiden und Andere wurden eingekerkert.

Siegreich in der Normandie, suchte Heinrich jetzt Rache an dem Könige von Frankreich und benutzte zu diesem Zwecke den Beistand des deutschen Kaisers Heinrichs des Fünften, dem Mathilde, die einzige Tochter, die dem engländischen Monarchen noch geblieben, vor etlichen Jahren anvermählt wor-

den war. Der Kaiser aber hegte Groll gegen Ludwig, weil dieser es zugelassen hatte, daß eine päpstliche Bannbulle gegen Heinrich V in der erzbischöflichen Kirche zu Rheims verlesen ward. Er versammelte ein Heer und drohte in Frankreich, wo er diese Schmach erlitten hatte, einzufallen. Jedoch ein Ueberfall von deutscher Seite ward von den Kronvasallen Frankreichs nicht wie ehemals mit Gleichgültigkeit betrachtet. Selbst Barone, die Privatzwistigkeiten mit ihrem Monarchen Ludwig, oder geheimes Bündniß mit Heinrich von England und der Normandie haben mogten, thaten bei dieser Gelegenheit als gehorsame Unterthanen des französischen Herrschers, und Ludwig fand keine Schwierigkeit, in dieser Bedrängniß ein Kriegsherr von zweihunderttausend Mann zusammen zu bringen. Den Kriegern in diesem Nothkampfe erhöheten Eifer zu verleihen, hören wir, daß in diesem Kriege zum ersten Male die Oriflamme, oder die heilige Fahne Frankreichs entfaltet ward. Die Oriflamme aber war ein carmoisinrothes Panier an goldener Lanze, so daß es einer „goldenen Flamme" glich und daher den Namen bekam. Kaiser Heinrich, unvorbereitet, solcher Streitmacht zu begegnen, wich vor der Oriflamme und vor den unzähligen Schaaren zurück, welche derselben zum Treffen nachzogen. Ludwig hätte nun gern sein stattliches Heer dazu

benutzt, den König von England aus der Normandie zu treiben und Wilhelm Clito in diese Provinz einzusetzen. Allein die Kronvasallen Frankreichs, deren Reisige den größten Theil dieses stattlichen Heeres ausmachten, weigerten sich, in eine Fehde sich einzulassen, die eigentlich blos den König anging, nicht aber wesentlich das Land betraf, und waren um so auffätziger, da das Gewicht, welches ein Sieg der Krone verleihen würde, leicht der Freiheit der Vasallen, an welcher sie hartnäckig hingen, gefährlich werden konnte.

Im Jahr 1125, bald nach diesem Kriege, starb Kaiser Heinrich der Fünfte, und Heinrich von England rief die verwittwete Kaiserin Mathilde, seine Tochter, zurück an seinen Hof und faßte den kecken Vorsatz, sie als den einzigen Sprossen seines Hauses zur Erbin seiner Besitzungen zu ernennen. Dies war ein Versuch neuer und verwegener Art, denn der Geist jener Zeit widerstrebte jeder weiblichen Thronfolge. Es galt der Grundsatz, daß nur ein männlicher Sproß Schlachten liefern und Rath halten könnte, folglich nur auch ein solcher für das Lehen, das er trug, im Kriege oder am Hofe des Herrschers, wo die Vasallen versammelt waren, dem Monarchen zu dienen im Stande wäre. Diese Lebensregel schien die Kaiserin Mathilde von der Thronfolge in der Normandie auszuschließen und in

England war die Kronvererbung an eine Regentin vollends etwas Unerhörtes. Heinrich, der mächtigen Einfluß auf die engländischen Geistlichen und Barone hatte, vermogte das Parlament seines Reiches dahin, daß es nach langen Deliberationen darein willigte, die Tochter mögte dem Vater nach dessen Tode in der Regierung folgen.

In der Normandie war diese auf Mathilde zu übertragende Erbfolge noch bedenklicher als in England, weil sich derselben die Ansprüche Wilhelm Clito's widersetzten, dessen Vater, Herzog Robert, im rechtmäßigen Besitz dieses Lehens gewesen war. Wirklich wurde das Geschick dieses hochherzigen und hochgeborenen Prinzen durch seltsame Glückswandlungen bezeichnet, die häufig versprachen, ihn zu der höchsten Höhe seiner Wünsche zu erheben, während sie eben so oft seine Erwartungen täuschten. So geschah es, daß Heinrich durch seinen Einfluß auf den Papst sich von dem Oberhaupte der Kirche einen unerwarteten Scheidebrief zu verschaffen wußte, der Wilhelm Clito von seiner Gemahlin Sibylla trennte, durch welche er die Grafschaft Maine inne hatte, so daß Wilhelm nochmals in Armuth und Abhängigkeit zurückfiel. Andrerseits aber, zum Theil in der Absicht des feindseligen Heinrichs Maaßregeln zu stören, theils aus edelherzigem Mitleiden für einen Prinzen von hoher Geburt und ausgezeichneten Ver-

diensten, den das Schicksal seines Geburtsrechtes beraubt hatte, brachte Ludwig der Dicke es dahin, daß Wilhelm Clito ein Ehebündniß schloß, welches eben so vortheilhaft war, wie das, welches der Papst aufgelöset hatte. Die zweite Gemahlinn Wilhelm Clito's war eine Schwester der Königinn von Frankreich, deren Mitgabe allerdings nicht unbedeutend war. Bald darauf, i. J. 1127 gelangte der junge Prinz zum Besitz der reichen Grafschaft Flandern und zwar in Folge der Ermordung Karls, beigenannt der Gute, der, während er die Messe hörte, im Augenblicke wo er knieete, um den Segen zu empfangen, von etlichen seiner rebellischen Unterthanen getödtet ward. Der König von Frankreich eilte nach Brügge, wo die That begangen worden war und ließ, als er nach langwieriger Belagerung der Mörder sich bemächtigt hatte, dieselben von den Wällen stürzen. Dann übertrug er die Grafschaft auf Wilhelm Clito, den er so oft errettet und beschützt hatte, und den er jetzt zu einem hoffnungsvolleren Standpunkte empor hob, als auf welchem er Betreffs der Herrschaft und des Einkommens jemals sich gesehen hatte. Der neue Graf von Flandern scheint ein gutes Recht der Geburt gehabt zu haben, um das Haupt dieser wichtigen Provinz zu seyn, denn er war Urenkel Balduins des Siebenten.

Als Heinrich voll Unruhe seinen Neffen so im

Besitze des reichen und mächtigen Flanderns sah, begann er auf Mittel zu sinnen, wie er am besten seiner Tochter Anrecht an die Normandie würde vestigen können, daß sie, im Fall seines Absterbens, durch Clito's Widerstreben nicht in Gefahr gerathen mögte. Zu diesem Ende beschloß er eine Heirath zwischen Mathilden und Gottfried, dem Erben von Fulk, Grafen von Anjou, zu Stande zu bringen. Dies Anjou hatte den Familiennamen „Plantagenet"*) erhalten, weil der erwähnte Fulk, als er im Kreuzheere an der Spitze von hundert Rittern focht, die ihm in jenen heiligen Krieg folgten, auf seinem Helme als Zeichen der Demuth einen Ginsterzweig (latein. humilis genista) trug; welcher Umstand ziemlich uneigentlich einen Namen einer der stolzesten Familien gab, die jemals die Krone trug, und die Nachfolger auf den Thron von England setzte. Fulk, der regierende Graf von Anjou, erhielt zur Zeit der Vermählung seines Sohnes mit Mathilden eine Einladung, Balduin den Zweiten in der schwankenden Würde eines Königs von Jerusalem zu folgen. Sein Hang zur Religion und seine

*) Von „plantago" (lat. „plantago") einem Kraute, das zu deutsch breiter Wegerich oder Schaafszunge heißt und zu den Dornpflanzen gehört.

Anm. des Uebers.

Liebe zum Ruhme gestatteten ihm nicht, den Reichthum und die Sicherheit, die mit seiner Grafenkrone von Anjou verbunden waren, den Gefahren und Schwierigkeiten, die sich in die Dornenkrone flochten, vorzuziehen. Er übergab seinem Sohne Gottfried den Besitz seiner weitläuftigen Herrschaften Anjou, Touraine und Maine und reisete, als er seinen Sohn mit der Kaiserin Mathilde vermählt sah, nach dem gelobten Lande ab.

Heinrich von England, verstärkt durch solches Bündniß, glaubte nunmehr Wilhelm Clito sey überhinreichend in seiner neuen Grafschaft Flandern beschäftigt, als daß er nicht gehindert werden könnte, seine Ansprüche an die Normandie nochmals geltend zu machen. Deswegen reizte er einen Deutschen Fürsten, Theuderich, Landgrafen vom Elsaß auf, etliche Anrechte an die Grafschaft Flandern vorzubringen, und dieselben mit den Waffen zu unterstützen. Wilhelm Clito vertheidigte sich eben so muthig wie geschicklich. Es war ein Complott gemacht worden, ihn um's Leben zu bringen, das jedoch durch ein junges Frauenzimmer, das man mit in den Anschlag gezogen, und mit welcher Clito einen Liebeshandel hatte, verrathen wurde. Das Mädchen war beschäftigt, ihres Liebsten Haupt zu waschen, als er durch die Seufzer, die sie dabei ausstieß, und durch die Thränen, die ihr unwillkühr-

lich entströmten, Ahnung von einer ihn bedrohenden Gefahr erhielt. Nachdem er der Dirne die Ursache ihrer Bekümmerniß abgelockt hatte, sorgte er sogleich dadurch für ihre Sicherheit, daß er sie in die Obhuth des Herzogs von Aquitanien, seines Waffenbruders gab. Mit gleicher Hurtigkeit, selbst ohne zuvor sein Haar zu kämmen, waffnete er sich und griff die Verschworenen so plötzlich an, daß sie Schutz im Schlosse Alost suchen mußten, wo er sie belagerte. Sein Mitbewerber um Flandern, der Landgraf, der zum Entsatze heran rückte, als die Belagerten sich in der größten Noth befanden, schritt zum Treffen mit Langdegens Streitern, welches anfänglich zu seinem Vortheile gereichte. Allein Wilhelm Clito griff in Person an der Spitze einer auserlesenen Schaar den deutschen Gegner an und schlug ihn aufs Haupt. Eben so flink kehrte der muthige Prinz zu den Thoren der Burg Alost zurück, wo die Belagerten eben einen Ausfall machten, um dem Landgrafen beizustehen. Diese wurden aber ebenfalls angegriffen und zurückgeschlagen. In diesem leichten Treffen war der tapfere junge Graf bemüht gewesen, mit der Hand den Lanzenstoß eines gemeinen Kriegers abzuwenden und verwundete sich dadurch zwischen Daumen und Zeigefinger. Die Wunde schien unbedeutend zu seyn, allein sein Arm schwoll an, und die Wunde wurde krebsartig, so

daß er nach fünf Tagen an derselben starb. Er war ein Prinz, der seinem Vater „Kurzhose“ an Tapferkeit und Kriegsruhme, so wie auch an dem ihn immer verfolgenden Mißgeschick glich; doch war er wiederum seinem Vater darin unähnlich, daß wir nicht auffinden können, es haben seine Unglücksfälle ihren Ursprung aus seiner Vorschnelligkeit, Sorglosigkeit oder aus verkehrtem Thun genommen. Es wird erzählt, daß in dem Augenblicke, wo Clito verwundet ward, der betagte und geblendete Herzog Robert, der noch immer ein elender Gefangener in England war, im Traume von seinem Lager auffuhr und rief, wie ein Soldat ihm erschienen wäre, der ihm den Arm mit einer Lanze verwundete, und daß sein Sohn erschlagen wäre. Wilhelm Clito ward von dem Könige von Frankreich, dessen treuer Anhänger er gewesen war, seit er sich in der Welt auszeichnete, herzlich betrauert, indem dieses veste Bündniß, sowohl wie Clito's Ansprüche an die Normandie, dem Könige das beste Mittel ward, seinem furchtbaren Nebenbuhler Heinrich von England Nachtheil zu erwecken.

Inmitten rastloser, wiewohl kleinlicher Kriege und unaufhörlicher, obgleich schwankender Unterhandlungen, alterte Ludwig der Sechste, der wegen seines beständig zunehmenden Leibesumfanges, wie gesagt, den Beinamen „der Dicke“ erhielt, so daß

seine geistige wie körperliche Rührigkeit ermattete. Gemäß dem Herkommen im Hause Capet's, war er bemüht, seine zunehmende Schwäche dadurch zu stärken, daß er i. J. 1129 seinen ältesten Sohn Ludwig, einen hoffnungsvollen Jüngling, zum Thronsgehülfen annahm. Allein Ludwig der Dicke genoß nicht lange dieses Beistandes in den Regierungsgeschäften, die ihm allein zu gewichtig wurden. Als der junge Prinz etliche Monate nach seiner Krönung durch die Straßen von Paris ritt, ereignete sich der sonderbare Umstand, daß ein schwarzes Schwein zwischen die Läufe seines Pferdes gerieth und dem Jüngling einen Sturz zuzog, dessen Folgen er nur wenige Tage lang überlebte. Wie gewöhnlich behauptete auch diesmal die Geistlichkeit, in der seltsamen Todesweise des Prinzen Ludwig ein Gericht Gottes zu erblicken, weil der Vater einige Gesuche der Prälaten zurück gewiesen; besonders aber weil er königliche Verzeihung und Wiederherausgabe verwirkter Güter einem Geistlichen verweigerte, der sich des Hochverrathes schuldig gemacht hatte.

Seines älteren Sohnes beraubt, erhob der König an dessen Statt den zweiten Sohn, der, um ihn vom älteren zu unterscheiden, Ludwig der Jüngere genannt ward, auf den Thron. Dieser Prinz ward zu Rheims vom Papste Innocenz selbst gekrönt, der sich um diese Zeit nach Frankreich begeben hatte.

um Zuflucht vor dem Grolle des deutschen Kaisers zu suchen, mit welchem er mancherlei Zwistigkeiten hatte. Als der alte König nach einiger Zeit spürte, daß seine Kräfte immer mehr schwanden, übergab er die Regierung ausschließlich seinem Sohne, und bei der Gelegenheit, wo er ihm zu solchem Zwecke sein Siegel überließ, sprach er zu ihm die trefflichen und gewichtigen Worte: „Nimm dies Symbol meiner monarchischen Gewalt; aber nimmer vergiß, daß es nur ein öffentliches, Dir vertrautes Pfand ist; denn ob der Handhabung desselben, wirst du späterhin zur Verantwortung vor dem Könige aller Könige berufen werden." Nach dieser kräftigen Thronentsagung legte Ludwig der Dicke niemals wieder königlichen Schmuck oder königliches Abzeichen an. Doch lebte er lange genug, um von einem gewichtigen Ereigniß in seiner Familie Zeuge zu seyn. Dies war die Vermählung seines Sohnes mit Eleonoren, der Tochter Wilhelms des Zehnten, Herzogs von Guienne und Aquitanien. Nachdem dieser Edelmann auf einer nach San Jago de Compostella unternommenen Wallfahrt gestorben war, hatte seine Tochter von ihren ausgedehnten Erblanden Besitz genommen. Bei ihrer Vermählung mit Ludwig dem Siebenten ward sie zur Königinn von Frankreich gekrönt. Bald nachher i. J. 1137 starb Ludwig *der Sechste*, beigenannt der Dicke, an gänzlicher

Entkräftung, die, wie man sagt, durch die Hitze der Jahrszeit noch befördert worden seyn soll.

Als Ludwig der Jüngere oder der Siebente zur Regierung gelangte, zählte er achtzehn Jahre und begann seine Herrschaft, wie es gewöhnlich der Fall in der französischen Monarchie war, unter heftigen Bewegungen des Adels und der hohen Kronvasallen. Ungern schon hatten diese sich der Macht Ludwigs des Sechsten gebeugt, der ungeachtet seiner Leibesstärke fortwährend in Thätigkeit und an der Spitze seiner Krieger war, deshalb hielten sie die Zeit der Minderjährigkeit des jungen Königs für günstig zu Wiedererlangung eines Theils ihrer unmäßigen Gewalt. Thibault, Graf von Champagne, einer der listigsten Ränkeschmiede und unruhigsten Köpfe seiner Zeit, ließ sich mit anderen Adeligen in Verschwörung zu Verkürzung der Vorrechte und zu Minderung des Ansehens der Krone ein. Erbittert über die schändlichen Anspinnungen dieses partheisüchtigen Edelmannes, dessen Macht noch durch dessen Bruder Stephan von Mortagne, der Mathilden, der Tochter Heinrichs des Ersten, den Thron von England entrissen hatte, erhöht wurde, verheerte der König die Grafschaft Champagne mit unkluger und unversöhnbarer Strenge. Die Stadt Vitry ward durch Sturm genommen und die Kathedrale derselben, in der sich dreizehnhundert Menschen be-

fanden, die dorthin wie zu einem unverletzlichen Heiligthum entflohen waren, wurde mit Allem, was sie enthielt, den Flammen preisgegeben.

Ludwig der Siebente war von heftiger, jedoch religiöser Gemüthsart. Kaum war die grausame That geschehen, so bereuete er sie schon; und außer dem Blutbade und Mordbrande zu Vitry fielen dem Könige noch andere Sünden ein, die er zu bereuen hätte. Die Ueberzeugung, daß er ein großes und unmenschliches Verbrechen begangen hatte, gesellte sich zu der Betrachtung, daß er den Papst beleidigte, weil er einen Priester Namens Pierre de la Chatre, der ohne königliche Zustimmung von dem Kapitel des römischen Stuhles zum Bischofe von Bourges erwählt worden war, nicht anerkennen wollte. Im Bewußtseyn dieser gedoppelten Schuld, die sich zur Hälfte durch Blut, zur Hälfte in dem abergläubischen Vorurtheil des Jahrhunderts kund gab, zerrüttete sich das Gemüth des jungen Königs. Er legte seinen Gewissenszustand dem Abte von Clairvaux, der später zum heiligen Bernhard kanonisirt ward, einem Geistlichen vor, der von strengen moralischen Sitten, verehrt wegen seines aufgeklärten Verstandes, seiner Gelahrtheit und Redlichkeit und unfähig war böse Rathschläge zu ertheilen, so weit seine Begriffe von gut und böse *nämlich reichten*, der aber durch das Uebermaaß seines

Eifers und durch seine Ergebenheit gegen die Kirche sich vorzugsweise dazu eignete, durch Vorurtheile und Gemüthsregungen irregeleitet zu werden. Indem dieser Priester die Reue, die das Herz des Königs, sowohl über dessen Greuelthat zu Vitry, wie über dessen Ungehorsam gegen den päpstlichen Stuhl bewegte, benützte er die Gelegenheit, die bedrückte Seele Ludwigs zu der Einsicht gelangen zu lassen, daß das beste und einzige wirksame Bußmittel für begangene Missethaten ein Kreuzzug nach Jerusalem seyn würde, der mit hinreichender Macht unternommen werden müßte, um das lateinische Königreich zu behaupten, das eben von allen Seiten her durch unzählige Völkerschaften der Ungläubigen bedroht ward, so daß das Bestehen desselben höchst mißlich war. Durch Sanct Bernhards ernstliche Ermahnungen und auf dessen Wortverpfändung, daß der Zug einen glücklichen Ausgang nehmen werde, ward Ludwig der Jüngere zur Annahme des Kreuzes vermogt, so daß er beschloß mit der ganzen Streitmacht seines Landes nach Jerusalem zu wallfahrten. In einem großen Parlament oder einer Versammlung der Stellvertreter der französischen Nation, die wegen der Menge derer die dazu berufen wurden, unter freiem Himmel gehalten werden mußte, nahm Ludwig aus den Händen Bernhards ein Kreuz, das zu diesem besonderen Zwecke

in Rom geweihet worden war. Die Grafen von Toulouse, von Flandern, von Nevers, von Ponthieu und viele andere hohe Kronvasallen folgten dem Beispiele ihres Monarchen. Der hohe und niedere Adel griffen wetteifernd zu den Waffen, und diejenigen, welche das Kreuz nahmen, sandten denen, die dem klügeren Rathe folgten und zu Hause blieben, eine Kunkel und eine Scheere zu, als wollten sie ihnen Vorwürfe wegen ihrer Feigheit und Verweichlichung machen.

Derselbe Geist verbreitete sich auch am Hofe Konrads des Dritten, Kaisers von Deutschland, wo der Kriegsmuth des Volkes den Eifer begünstigte, mit welchem die Geistlichkeit den Kreuzzug predigte, so daß Konrad ein Heer von mindestens funfzig tausend Gewappneten, ohne das Fußvolk und die leichten Reiter zu rechnen, versammelte. Unter diesen war auch eine Schaar von Frauen, gerüstet wie Amazonen, die wie Männer gewappnet, nach der Weise der Männer ritten. Die Befehlshaberin dieser Schaar ward wegen ihrer goldenen Sporen und goldenen Beinschienen „die Goldfüßige" genannt. Wohl mag man es sich denken, daß eine solche Schaar von dem unbegränzten Eifer der Nationen, die sich zum Kreuzzuge fanden, Beweis gab; doch konnte sie nicht die Stärke des Heers vermehren, weit minder noch konnte sie zur Kriegszucht dessel-

den beitragen. Es war wirklich der Fluch dieser Züge, daß, obwohl sie aus Religionsgründen unternommen wurden, sich unter den Abentheurern, die an denselben Theil nahmen, sich nicht nur eine sehr große Anzahl Solcher befanden, die da erwarteten, Vergebung für begangene Sünden zu erlangen, sondern daß noch weit Mehrere darunter waren, die schändliche und ausschweifende Sitten besaßen und nach wenig Anderem trachteten, als ungestraft die größten Laster inmitten der Ruchlosigkeit eines regellosen Feldlagers zu begehen.

Im französischen Heere ward die Rolle der goldfüßigen deutschen Dame durch keine geringere Person, als die der Königin Eleonore selbst ausgeführt, mit welcher, wie wir hörten, Ludwig der Jüngere kurz vor dem Hinscheiden seines Vaters vermählt ward. Als Erbin ihres Vaters, des Herzogs von Aquitanien war sie Besitzerin großer Güter, wodurch sie neben der Anmaaßung eines von Natur starrsinnigen Gemüthes verleitet ward, ein Vergnügen darin zu finden, Theilnehmerin an diesem Abentheuer zu werden, obwohl ihre Gegenwart und ihr Benehmen bei dem Heere weder ihr noch ihrem Gemahle sonderliches Ansehen verschaffte.

Die Königin von Frankreich ward von einer großen Schaar junger Streiter beiderlei Geschlechtes begleitet. Gleich den deutschen Amazonen ritten et-

liche Ritterdamen nach Weise der Männer, während ein auserlesener Trupp der munterſten und edelbürtigſten Jünglinge Frankreichs ſich den Namen einer Leibwache der Königin beilegte. Man kann es ſich leicht vorſtellen, daß Pilgrimme ſolchen Alters und ſolcher Sitten mehr dazu geeignet waren, Fröhlichkeit als Zucht über dieſes fromme Unternehmen zu verbreiten. Dennoch erregte der Zug bei der geſammten Chriſtenheit die größten Hoffnungen, die jedoch ganz entgegengeſetzt in Erfüllung gebracht werden ſollten.

Ludwig überließ während ſeiner Abweſenheit ſeine Staaten der Obhuth ſeines Verwandten und Lieblings des Grafen von Vermandois und der des Abts von Saint=Denis. Letzterer, obwohl Geiſtlicher, hatte hellere politiſche Einſichten als Sanct Bernhard von Clairvaux. Abweichend von der Weiſe ſeiner Ordensbrüder zeichnete Suger, der Abt von Saint=Denis, ſich dadurch aus, daß er jeden Vernunftgrund anwendete, um den König von dem verderblichen Unternehmen eines Kreuzzuges zurückzubringen. Und obgleich ihm dies fehlſchlug, ſo ward doch Ludwig dadurch überzeugt, daß während der Abweſenheit des Monarchen kein Mann beſſer zur Regierungsverwaltung Frankreichs geſchickt ſeyn dürfte, als Abt Suger.

Der Zug bewegte ſich nun vorwärts. Die

Deutschen waren die ersten, die in Griechenland einrückten, wo sie von dem regierenden Kaiser Manuel Comnenus mit eben so vielem anscheinenden guten Willen und noch mehr geheimer und öffentlicher Feindseligkeit, als dessen Vorgänger Alexius den ersten Kreuzfahren hatte blicken lassen, empfangen wurden. Dieser verrätherische Herrscher gab den Fremdlingen falsche Führer mit, durch welche sie dahin gebracht wurden, ihre Quartiere an dem ungesunden Ufern des Melas, eines Flusses zu nehmen, der im Sommer nur aus Sumpf besteht, im Winter aber zu einem See anschwillt. Hier wurden die düsteren Wirkungen der durch Moräste und giftige Ausdünstungen hervorgebrachten Seuche, die noch durch schlechte Lebensmittel, als etwa mit Kalk versetztes Mehl, das die verrätherischen Bundsgenossen ihnen zukommen ließen, noch verstärkt. Auch falsches, werthloses Geld ward unter ihnen in Umlauf gebracht und kein geheimer Kunstgriff unangewendet gelassen, um die furchtbare Menge dieser einfältigen Andächtler zu mindern und aufzureiben. Dies Verfahren des Kaisers von Griechenland war um so grausamer, da Konrad sein Schwäher von Frauenseite war und er so als Verwandter und Bundsgenosse desselben dessen Streitkräfte untergrub und vertilgte. Diese gegen den verrätherischen Griechenbeherrscher zeugende Thatsache wird übrigens

von Niketas einem griechischen Geschichtschreiber in der Sprache eben des Landes bewiesen. Der Zweck solcher Unthaten scheint gewesen zu seyn, daß durch Schwächung des großen Kreuzfahrerheeres die Griechen hofften und erwarteten, zwischen den Fremdlingen und den Saracenen das Gleichgewicht zu erhalten und so über beide Mächte, die sie fürchteten, sich die Oberhand zu verschaffen. Es ist sogar gewiß, daß Manuel Comnenus ein geheimes, jedoch vestes Bündniß mit den Saracenen unterhielt und diesen Kunde von den Bewegungen ihrer Feinde zukommen ließ.

Das französische Heer unter seinem tapfern jugendlichen Monarchen kam nun in Asien an und entging durch Vorsicht oder durch gutes Glück einer Menge von Schlingen und Gefahren, die den Deutschen durch den Verrath der Griechen bereitet worden waren. Mittlerweile fand Konrad, der unter der Leitung betrügerischer oder des Weges unkundiger Führer fortgezogen war, zwar keinen förmlichen Widerstand, doch verlor er was ihm an Mannschaft übrig blieb durch Scharmützel mit der türkischen leichten Reiterei, die des Landes vollkommen kundig und daran gewöhnt war, die Hitze des Klima's zu ertragen, unter der bisweilen ganze Schwadronen der Deutschen hinsanken. Endlich, als seine Streitkräfte gänzlich entmuthigt und arg zusammen ge-

schmolzen waren, beschloß der Kaiser sich zu seinem Freunde und Verbündeten, dem Könige von Frankreich zurückzuziehen, dessen Heer bis jetzt noch einen Anschein von Ordnung wahrnehmen ließ. Die beiden Monarchen umarmten sich, indem sie Thränen der Bekümmerniß vergossen, und eine Zeitlang nicht im Stande waren, ihren Empfindungen Worte zu geben. Es ward beschlossen, daß sie gemeinsam nach Palästina vordringen wollten. Allein die deutschen Krieger waren so herabgekommen, daß es nicht länger der Würde des Kaisers geziemte, an deren Spitze zu bleiben; weshalb Konrad den Entschluß faßte, nach Constantinopel zurückzukehren, wo er in seinem Mißgeschicke besser als zur Zeit seines Wohlbefindens von Manuel aufgenommen ward.

Dem Fortschreiten des französischen Heeres stellte sich nunmehr ein ernstes Hinderniß entgegen. Eine große Streitmacht der Türken lag am jenseitigen Ufer des Mäander, vest entschlossen den Uebergang über diesen Fluß abzuwehren. Der Fluß war nicht durchwatbar, hatte auch keine Brücke, keine Schiffe oder sonst ein Ueberfahrtsmittel zu bieten. Auf Befehl des Königs stürzte die Vorhuth der Franzosen sich tapfer in die Fluth, fand sie zum Glücke minder tief, als man gefürchtet hatte, und erreichte halb schwimmend, halb Einer den Andern mit sich ziehend, das gegenseitige Ufer.

wo die zum Widerstande viel zu sehr erstaunten Türken eine blutige und entscheidende Niederlage erlitten. Doch bei dem ferneren Vormarsche der Franzosen verheerten, wo nur immer die Beschaffenheit der Gegend zu Gunsten der Vertheidiger war, die leichtbewaffneten Bogenschützen der Türken das Christenheer durch kühne Scharmützel; so daß die Kreuzfahrer, ungeachtet ihrer großen Anzahl, außerordentlich viel litten, bevor sie irgend wesentliche Vortheile in Kleinasien erlangten.

Wirklich war die Schlacht am Mäander der Anfang, aber auch beinahe das Ende der Siege der Christen.

Die Saracenen und Türken waren jetzt der Gefechtsweise der Lateiner im heiligen Lande gewohnt worden, erkannten dieselbe besser, als in den Tagen Gottfrieds von Bouillon und wichen jedem Treffen mit den ehernen Kriegern aus den Abend- und Mitternachtsländern aus, während sie deren Stärke durch Angriffe aus dem Hinterhalt, durch Ueberrumplung, Scharmützel und durch alle Neckereien ermüdeten, die von leichtbewaffneten Haufen verübt werden können. Diese von der Erfahrung hergeleiteten Vortheile wendeten sich gänzlich auf die Seite der Mahomedaner, denn die Krieger des zweiten Kreuzzuges waren eben so schwerfällig bewaffnet und eben so unbekannt mit der morgenländischen Weise des

Kriegführens durch Scharmützel, wie ihre Vorgänger des ersten Zuges. Die Ungläubigen hingegen zogen Nutzen aus jedem Irrthum der Fremdlinge und hätten bei einer gewissen Gelegenheit beinahe Ludwig und dessen Gesammtheer vernichtet.

Die Franzosen marschirten in zweien Schaaren, um über einen Bergrücken unweit Laodicäor zu ziehen. Ludwig, der die Nachhuth in Person befehligte, beorderte den Hauptmann, der den Vortrab führte, auf dem Gipfel der Hügelkette Halt zu machen und zu warten, bis die zweite Schaar zu ihm gestoßen seyn würde. Allein Gottfried von Rançon, der der Hauptmann des Vortrabes war, sah sich durch die gemuthmaaßte Abwesenheit des Feindes und durch die Fruchtbarkeit der unten sich ausbreitenden Ebene verlockt, hinzuziehen und die Spitze des Hügels unbeschützt zu lassen, so daß er den auflauernden Türken Gelegenheit gab, den Paß scharf zu besetzen.

Als Ludwig nun mit der Nachhuth auf der Höhe anlangte, wo er den Vortrab seines Heeres anzutreffen hoffte, sah er sich zwischen zahllose Verstecke der Ungläubigen gebracht, die ihn unerwartet und unter jenem gellenden Kriegsgeschrei angriffen, mit welchem sie ihre Schlacht zu beginnen pflegen. Die bestürzten Christen geriethen um so eher in Unordnung, da der holprige Felsgrund durchaus unzweckdienlich für schwerbewaffnete Reiter war, die

jedoch die Blüthe des Kreuzfahrerheeres ausmachten. Der unglückliche Ludwig zeigte hohe persönliche Tapferkeit und sammelte mehr durch Beispiel als durch Zuruf seine Krieger. Anfänglich waren seine Anstrengungen vergeblich; obwohl er sich Bahn bis zur wirklichen Berghöhe machte. Er sah sich fast ganz allein, vom Feinde umringt, während seine bravsten Ritter hingestreckt zu seinen Füßen lagen. In dieser dringenden Noth, und als er sich eben am Fuß eines Felsens befand, erklomm Ludwig einen Baum, der schräg aus der Luft herüber gewachsen war. Umsonst schossen die Türken ihre Pfeile auf ihn ab; seine Stahlrüstung schützte ihn, während er mit seinem Schwerte den näheren Angriff derjenigen von sich abhielt, die seinen Zufluchtsort erklettern wollten, indem er ihnen mit geringer Schwierigkeit Kopf oder Hand abhieb. Die Nacht ward dunkler und er ward endlich allein gelassen. Am nächsten Morgen befreiete ihn ein Theil der auf einen Gegenmarsch begriffenen Vorhuth; allein er hatte in diesem unseligen Treffen an Erschlagenen, Verwundeten und Gefangenen mehr als zwanzigtausend Mann verloren.

Am Tage nach diesem verderblichen Gefechte rückte Ludwig unter endlosen Scharmützeln und unsäglichen Beschwerden nach Attalia, der Hauptstadt Pamphiliens vor. Die Eingebornen, welche zwar *Christen*, doch den Türken tributpflichtig waren,

wagten den Ankömmlingen weder Beistand noch Widerstand zu leisten. Um sich der Kreuzfahrer zu entledigen, erboten sie sich, dieselben nach Antiochien überzusetzen. So gingen der König und dessen Edle und Ritter zu Attalia an Bord, um dem Fürstenthume Antiochien zuzusegeln, welches Bohemund während des ersten Kreuzzuges begründet hatte, das jedoch nunmehr von Raimund de Poitiers, einem lateinischen Fürsten beherrscht ward, der den König mit den äußeren Zeichen der Hochachtung und Güte aufnahm. Indessen Ludwig betrachtete diese Aufmerksamkeit und Höflichkeit mit Mißtrauen, indem er es durchschauete, wie Raimund die Absicht hatte, von den französischen Streitern Beistand zum Schutze und zur Erweiterung seines eigenen Besitzthums von Antiochien zu erlangen, und zu dem Ende deren Reise nach Jerusalem zu unterbrechen.

Während nun der ausgesuchteste Theil des französischen Heeres in Ludwigs Geleite Antiochien erreichte, machten diejenigen Schaaren, welche in Attalia geblieben waren, sowohl zu Wasser wie zu Lande, wiederholte Versuche, zu ihrem Monarchen zu gelangen; allein kein Versuch wollte gelingen, und dieser ihr letzter Marsch war so unglücklich, der Stolz wie die Entschlossenheit der christlichen Krieger so gesunken, daß drei oder viertausend von ihnen sich nicht nur den Ungläubigen ergaben, sondern sogar zum

Islam übergingen und gegen die Sache fochten, welche zu vertheidigen sie ihr Vaterland verlassen hatten. Die wenigen Ueberbleibsel dieses Theils des Heeres langten als Nachzügler an, die unfähig zum Kriegsdienste waren.

Bei den Leiden und Bekümmernissen, die aus diesen Verlüsten und Unfällen für Ludwig hervorgingen, litt seine Seele an wirklich ihr erzeugtem, oder an sich selbst geschaffenem Grame. Das Betragen seiner Gemahlin, die, wie wir erinnerten, mit im Zuge der Kreuzfahrer befindlich war, artete so aus, daß es zu großem Mißbehagen des Königs gereichte. Die Pilgrimme waren, wie gesagt, von den Antiochiern, deren Beherrscher Raimond de Poitiers war, freundlich aufgenommen worden. Raimund war ein naher Verwandter der Königin und einer der hübschesten und gebildetesten Männer seiner Zeit. Er that sein Aeußerstes, um sich seinen königlichen Gästen angenehm zu machen, und französische Geschichtschreiber versichern, daß ihm solches mindestens bei der Königin nur allzuwohl gelang. Da er ihr Oheim und selbst vermählt war, so ist es gleichfalls möglich, daß die Eifersucht Ludwigs des Jüngern diesem Gründe zum Argwohn vorspiegelte, die in der Wirklichkeit nicht bestehen mogten. Nichts desto weniger verließ der König Antiochien und zog sich zu seinem Heere zurück, indem er die Königin so hastig

und so versteckter Weise mit sich nahm, daß man daraus auf seine Zweifel an der Treue seines Wirthes schloß. Andere Autoren sagen, daß Ludwig wohlgegründete Eifersucht gegen einen Türken Namens Saladin hegte, der ein Mensch von niederer Herkunft, ein Sänger und Gaukler war. Mindestens ist es gewiß, daß der König sich eifersüchtig zeigte, und daß die trotzige und anmaaßende Königin in ihrem Stolze als eine hohe, reiche Erbin geneigt war, sich der Laune ihres Gemahls zu unterwerfen. Tiefer Groll erzeugte sich dadurch in Beiden, und Eleonore begann eine Trennung zu wünschen, zu welcher sie genügenden Grund in der zwischen ihnen obwaltenden Verwandtschaft fand, die so nahe war, daß sie verbotene Gränzen berührte. Unter solchem Vorwande gestattete die katholische Kirche oftmals eine Ehescheidung, wenn auch die wirkliche Ursache derselben bisweilen ganz anders beschaffen war. Ludwig, ein gewissenhafter und bigotter Fürst, ward in gewissem Grade über die bedenklichen Gründe gerührt, welche Eleonore erheuchelt zu haben scheint.

Die nachtheiligen Wirkungen dieses Zwiespaltes wurden eine Zeitlang durch die Lage niedergehalten, in welcher das königliche Ehepaar sich befand. Noch hatte der König, um sich her die Blüthe seines Adels und seines Heeres, die mit ihm über das Meer von

liche Ritterdamen nach Weise der Männer, während ein auserlesener Trupp der muntersten und edelbürtigsten Jünglinge Frankreichs sich den Namen einer Leibwache der Königin beilegte. Man kann es sich leicht vorstellen, daß Pilgrimme solchen Alters und solcher Sitten mehr dazu geeignet waren, Fröhlichkeit als Zucht über dieses fromme Unternehmen zu verbreiten. Dennoch erregte der Zug bei der gesammten Christenheit die größten Hoffnungen, die jedoch ganz entgegengesetzt in Erfüllung gebracht werden sollten.

Ludwig überließ während seiner Abwesenheit seine Staaten der Obhuth seines Verwandten und Lieblings des Grafen von Vermandois und der des Abts von Saint-Denis. Letzterer, obwohl Geistlicher, hatte hellere politische Einsichten als Sanct Bernhard von Clairvaux. Abweichend von der Weise seiner Ordensbrüder zeichnete Suger, der Abt von Saint-Denis, sich dadurch aus, daß er jeden Vernunftgrund anwendete, um den König von dem verderblichen Unternehmen eines Kreuzzuges zurückzubringen. Und obgleich ihm dies fehlschlug, so ward doch Ludwig dadurch überzeugt, daß während der Abwesenheit des Monarchen kein Mann besser zur Regierungsverwaltung Frankreichs geschickt seyn dürfte, als Abt Suger.

Der Zug bewegte sich nun vorwärts. Die

Deutschen waren die ersten, die in Griechenland einrückten, wo sie von dem regierenden Kaiser Manuel Comnenus mit eben so vielem anscheinenden guten Willen und noch mehr geheimer und öffentlicher Feindseligkeit, als dessen Vorgänger Alexius den ersten Kreuzfahren hatte blicken lassen, empfangen wurden. Dieser verrätherische Herrscher gab den Fremdlingen falsche Führer mit, durch welche sie dahin gebracht wurden, ihre Quartiere an dem ungesunden Ufern des Melas, eines Flusses zu nehmen, der im Sommer nur aus Sumpf besteht, im Winter aber zu einem See anschwillt. Hier wurden die düsteren Wirkungen der durch Moräste und giftige Ausdünstungen hervorgebrachten Seuche, die noch durch schlechte Lebensmittel, als etwa mit Kalk versetztes Mehl, das die verrätherischen Bundsgenossen ihnen zukommen ließen, noch verstärkt. Auch falsches, werthloses Geld ward unter ihnen in Umlauf gebracht und kein geheimer Kunstgriff unangewendet gelassen, um die furchtbare Menge dieser einfältigen Andächtler zu mindern und aufzureiben. Dies Verfahren des Kaisers von Griechenland war um so grausamer, da Konrad sein Schwäher von Frauenseite war und er so als Verwandter und Bundsgenosse desselben dessen Streitkräfte untergrub und vertilgte. Diese gegen den verrätherischen Griechenbeherrscher zeugende Thatsache wird übrigens

selben Quelle, nehmlich aus dem Wahnsinn ihm zufloß, der diesen seinen ihm so schön vorgespiegelten Kreuzzug ihm vorschrieb. Dennoch war die Seelenschwäche, in welche Ludwig versunken war, so groß, daß er auf seinem Rückwege bei seiner Durchreise durch Rom ernstlich den Papst ersuchte, den heil. Bernhard von Clairvaux zu beauftragen, daß dieser einen neuen Kreuzzug predige, dem in eigener Person und zahlreichem Heere er beizutreten und so eine Wallfahrt zu erneuern versprach, auf der er so viel an Kriegern und Ruhme verloren hatte. Aus diesem Antrage Ludwigs müssen wir entnehmen, daß entweder die Brandstiftung zu Vitry einen unvertilgbaren Eindruck auf dessen Gemüth machte, oder daß er von Natur so streng bigott war, daß er sogar blind gegen Erfahrung wurde, die er durch die schwersten Leiden hatte erkaufen müssen.

Drittes Kapitel.

Scheidung Ludwigs von der Königin Eleonore — Vermählung Eleonorens mit Heinrich Plantagenet, wodurch Eleonorens Besitzungen denen eines mächtigen Nebenbuhlers Ludwigs zufallen — Ränke Ludwigs zur Schwächung der Macht Heinrichs — Heinrich besteigt den Thron von England — Ehevertrag zwischen dem Sohne Heinrichs und der Tochter Ludwigs — Bruch zwischen diesen Monarchen wegen Heinrich's Behauptung ein Recht an die Grafschaft Toulouse zu haben — ihre Versöhnung — Schisma Betreffs der Wahl des Papsts, wobei die Könige von Frankreich und England auf Alexander's III Seite sind — Haß, den Heinrich sich durch die Ermordung des Thomas a Becket zuzieht — Bündniß gegen Heinrich — Ludwig an der Spitze desselben — die Verbündeten werden zum Rückzug gezwungen — Man schließt Frieden — Ludwig's Tod.

Die treffliche Staatsverwaltung des Abts von Saint-Denis hatte die heimischen Angelegenheiten Ludwigs des Jüngeren, ungeachtet der Abwesenheit des Königs und des größten Theiles der Streitkräfte

desselben, die derselbe so thörigerweise zu fernen Kriegen in Palästina führte, recht wohl in Ordnung gehalten. Allein als die Kunde einlief, daß das Ganze oder fast das Ganze jenes ungeheuren Heeres umgekommen wäre, ohne auch nur eine einzige That außer dem Einen Treffen am Ufer des Mäander vollführt zu haben, die zur Ehre der Nation hätte gereichen mögen, verklagte die allgemeine Stimme des Volkes den König der Untüchtigkeit, und es ward inmitten des Ausbruchs allgemeinen Mißvergnügens ausgebracht, der regierende Monarch sollte gleich etlichen seiner Vorgänger entthront und in ein Kloster verwiesen werden. Graf von Dreux, der Bruder des Königs Ludwigs des Siebenten, der kurz vorher aus dem gelobten Lande zurückgekehrt war, hatte wesentlich dazu beigetragen, die Unzufriedenheit der Nation zu vergrößern, indem er Ränke spann, die für ihn nach der Krone seines Bruders zielten, und das Gerücht von eben diesen Ränken war es, was Ludwig aus Syrien zurückrief. Dieser Zwiespalt der königlichen Brüder ward mit einiger Schwierigkeit beseitigt, als die Rückkehr Ludwigs die Pläne des Grafen von Dreux durchkreuzte. Allein dagegen blieb der Keim zum Zwiste zwischen dem Könige und seiner wohlhabenden und *stolzen* Gemahlin Eleonora, der jetzt das Aeußere *offenen* Bruches anzunehmen schien. Ohne, wie die

französischen Historiker, anzunehmen, daß Ludwig triftige Gründe zur Eifersucht hatte, ist es doch mit Gewißheit zu sagen, daß er ein Gegenstand des Widerwillens seiner Gattin war, welche erklärte, daß seine starren Moralbegriffe und seine ascetische Andächtelei die eines Mönches, nicht aber eines Ritters wären. Dabei äußerte sie gegen ihn einen mit Verachtung gemischten Abscheu, der andrerseits ganz darauf berechnet war, bei ihm den starken Argwohn zu erregen, seine Gemahlin zöge irgend einen Andern ihm vor. Ludwig scheint auch seinen Theil von den Gewissensscrupeln, Betreffs des zu nahen Verwandtschaftsgrades gehegt zu haben, welche Eleonora nur erheuchelte; und beide königlichen Eheleute begannen die Auflösung ihres Bündnisses als in mancher Hinsicht wünschenswerth zu betrachten.

Der einsichtsvolle Abt von Saint-Denis sah vorher, daß wenn Ludwig seinem und seiner Gattin gegenseitigem Widerwillen dahin genügte, in eine Scheidung zu willigen, er sich der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu unterziehen haben würde, die weitläuftigen Besitzungen von Aquitanien wieder herauszugeben, welche die Eleonora von ihrem Vater geerbt hatte; und der weitblickende Staatsmann mogte auch mit Grunde fürchten, daß die Königin, sobald sie sich frei sähe, jenes schöne Grundgebiet zusammt ihrer Hand irgend einem andern Manne zu-

bringen mögte, der sich dem Monarchen gefährlich zeigen dürfte; weshalb der König höchst unweise handelte, wenn er durch Einwilligung in die Scheidung den Weg zu jener Herausgabe bahnte. Aus diesen Gründen bot der Abt Suger seine ganze staatskluge Einsicht auf, um ein anderes Einverständniß zwischen Ludwig und der Königin zu bewirken, und obwohl er nicht vermögend war, die erwünschte Aussöhnung zu Stande zu bringen, fand er doch Mittel, die Ehegatten dahin zu stimmen, daß sie auf anständigem Fuße so lange mitsammen leben wollten, bis der Tod den König seiner Pflichten entbände.

Bald nach diesem Vorfalle erklärte das königliche Paar öffentlich, daß es eine Scheidung wünschte. In den von Seiten des Königs eingereichten Gründen ward nichts von den Gerüchten erwähnt, die über Eleonorens Character im Umlaufe waren. Allein in Geheim rechtfertigte Ludwig sein Verfahren gegen diejenigen, die ihn wegen seiner Scheidung von seinem Weibe tadelten, weil er sich dadurch in die Nothwendigkeit der Herausgabe des Herzogthums Aquitanien versetzte, dadurch, daß er auf die Regellosigkeit des Wandels der Königin und auf die für ihn daraus hervorgehende Unehre hinwies. Ein zu Baugencé gehaltenes Concilium der französischen Nationalkirche erklärte, nachdem es Kenntniß von den wirklichen oder erheuchelten Gewissensbissen des Kö-

niglichen Ehepaars erlangt hatte, wegen allzunaher Blutsverwandtschaft die Ehe für ungültig, obgleich dieselbe schon seit sechszehn Jahren bestanden hatte und die beiden Töchter, die die Frucht dieses Bündnisses waren, wurden für unrechtmäßig erklärt. Das Decret der Kirchenversammlung zu Baugencé ward von dem Papste bestätigt, so daß das Ehebündniß zwischen Ludwig und Eleonoren förmlich als vernichtet anzusehen war. Ludwig hatte jetzt vollauf Zeit, die Folgen seiner Unüberlegtheit zu erwägen und vielleicht auch zu bereuen.

Eleonora ward wieder als Erbin ihres Vaters in Guienne, Gasconien, Poitou und andere weitläuftige Besitzungen eingesetzt, die zum Herzogthume Aquitanien gehörten. Obwohl sie nun so Recht und Gewalt hatte, ein reiches Besitzthum mit ihrer Hand zu verschenken, schmeichelte Ludwig sich nichts desto weniger mit dem Gedanken, Eleonorens Aufführung sey zu berüchtigt, als daß es einen Edelmann im Reiche geben könnte, der arm genug an Geist und Vermögen wäre, um sie zum Weibe zu nehmen, wenn er auch dadurch Herzog von Aquitanien würde. Ludwig täuschte sich sehr; denn seine ehemalige Gattin hatte, schon ehe ihre Scheidung erfolgt war, sich ein zweites Ehebündniß gesichert, und zwar mit einem Prinzen, der jetzt schon reich an Besitzthum und noch reicher in Erwartungen künftiger Glücksgüter war.

ja, was für Eleonorens rachsüchtiges Gemüth besonders kitzelnd seyn mogte: dieses Prinzen wachsende Gewalt diente in der That zu Verminderung der Macht Ludwigs, dem die zweite Wahl Eleonorens einen natürlichen Gegner noch gefährlicher machte. Mit Einem Worte: der Mann, den Eleonora gewählt hatte, war Heinrich Plantagenet, der älteste Sohn Mathildens, des einzigen am Leben gebliebenen Kindes Heinrich I Königs von England, und also der Erbe der Ansprüche seiner Mutter an das Königreich seines Großvaters.

Du kannst nicht vergessen haben, daß Heinrich Mathilden, die Wittwe des deutschen Kaisers Heinrich V, zur Erbin seines Reiches erklärt, und das Anrecht derselben dadurch gekräftigt hatte, daß er ihr in dem Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou einen zweiten Gemahl wählte. Allein die Absicht Heinrichs des Ersten ward eine Zeitlang durch den Ehrgeiz Stephans, Grafen von Martagne gehemmt, der gewaltsam die Rechte Mathildens und deren Sohnes bei Seite schob und sich auf den Thron von England brachte, den er sechszehn Jahre lang behauptete; unterstützt durch eigene Tapferkeit und durch die guten Schwerter seiner Barone, die die Verwirrung eines Bürgerkrieges vortheilhafter, als die gute Ordnung und strícte Regierung eines gesetzlichen Monarchen und eines tiefen Friedens er-

kannten. Im Jahre 1146 hatte sich das Kriegsglück so sehr auf Stephans Seite gewendet, daß die Königin Mathilde mit ihrem Sohne Heinrich, der, obwohl kaum Jüngling geworden, starke Spuren von der Einsicht und dem Muthe blicken ließ, wodurch er späterhin sich auszeichnete, gezwungen ward, mit Gottfried, dem Gemahle Mathildens und dem Vater Heinrichs, der in Kraft seiner Gattin die Normandie beherrschte, sich in dieses Herzogthum zurückzuziehen. Auf Antrag des Grafen von Anjou, daß er und seine Gemahlin ihr Recht auf die Normandie ihrem Sohne abtreten wollten, ward der König von Frankreich vermogt, den jungen Heinrich als Vasallen in das Herzogthum der Normandie aufzunehmen, weil dieser ihm einen Gränzdistrikt dieser Provinz einräumte, dessen Abtretung Ludwig für so wichtig erachtete, daß er dafür mit einer Kriegerschaar dem jungen Heinrich Beistand leistete, sich in Besitz des übrigen Theils des Lehens zu bringen.

Ludwig hatte Heinrich Plantagenet kaum als neuen Vasallen in das Herzogthum der Normandie aufgenommen, so gerieth er (1150) mit Gottfried Grafen von Anjou, dem Vater Heinrichs, in Zwist, und voll Reue über das, was er zu Gunsten Heinrichs gethan hatte, trug er dem Sohne Stephans, Namens Eustachius, die Normandie an, indem er

ihm versprach, ihm zur Besitznahme von derselben beizustehen, obgleich er kürzlich dieselbe an Heinrich zu Lehen gegeben hatte. Die klugen Anschläge Sugers, der um diese Zeit noch lebte, brachte eine Ausgleichung dieser verwickelten Angelegenheiten zu Stande. Ein Waffenstillstand ward bewilligt und der junge Eustachius, der über die von Ludwig erfahrene Behandlung höchlich entrüstet war, nach England zurückgeschickt; so daß Heinrichs Anrecht an die Normandie nochmals bestätigt wurde.

Kurz nach dieser Uebereinkunft starb Gottfried, Graf von Anjou im Jahre 1151. Er hinterließ seinem Sohne Heinrich die Herzogthümer Anjou, Touraine und Maine unter der Bedingung, daß im Falle er zu vollem Besitze der königlichen Erbschaft von England gelangte, er gehalten seyn sollte, die französische Herrschaft von Anjou seinem jüngeren Bruder, der nach seinem Vater Gottfried hieß, abzutreten.

Als nun zur Zeit der Ehescheidung Ludwigs, Eleonora ihre Augen auf Heinrich Plantagenet warf, um ihn zu ihrem zweiten Gemahle zu wählen, war dieser im wirklichen Besitze der Güter eines Herzogs von der Normandie und eines Grafen von Anjou, Touraine und Maine, folglich kein unpassender Gemahl für die Erbin von Aquitanien. Doch der Umstand einer Standesverringerung, der sich durch ihre

Scheidung vom Ludwig herbeiführen mußte, war, um es gelinde auszudrücken, betrübend für Eleonoren. Wir können daher nicht zweifeln, daß die blendende Aussicht auf die Krone von England, an welche Heinrich so gerechten Anspruch hatte, der überdies von einer starken Parthei englåndischer Freunde unterstützt ward, nicht wenig Theil daran hatte, die zweite Gattenwahl der ehrgeizigen Eleonora zu bestimmen. In anderem Betracht waltete einige Ungleichheit ob. Der Bräutigam war erst zwanzig Jahre alt, die Braut hatte die reifere Periode des dreißigsten Lebensjahres und darüber erreicht. Allein bei einer so begüterten Erbin ließ Heinrich es nicht zu, daß Vorliebe für die Jugend sich in Erwägung seines Vortheils mischte; und was die über Eleonora am französischen Hofe verbreiteten Gerüchte betraf, so behandelte Heinrich, oder schien doch als behandelte er dieselben mit einer Gleichgültigkeit und Geringschätzung, welche sie vielleicht verdienten. Bei Eleonorens Verbindung mit Heinrich im Jahre 1152 übergab die Gattin ihm die beiden Herzogthümer Guienne und Gasconien, nebst der Grafschaft Poitou und den davon abhängigen Herrschaften. Heinrichs Unterthanen in diesen Bezirken betrachteten beifällig die Wahl ihrer Herzogin, denn Heinrich war durch Muth wie durch Einsicht so ausgezeichnet, wie irgend ein Fürst seiner Zeit, während durch sein Mißge-

schick bei dem Kreuzzuge Ludwigs Ansehen sehr verdunkelt worden war, auch erkannte man seine Einfalt, durch welche er sich von Eleonoren schied und dadurch ein so reiches Erbe in die Hände eines Nebenbuhlers gelangen ließ, so allgemein, daß etliche Geschichtschreiber erinnern, der Beiname „le jeune“ oder „der Jüngere“ sey ihm nicht blos, um ihn von seinem Vater zu unterscheiden, sondern vorzugsweise wegen seines Mangels an Klugheit bei dieser Gelegenheit gegeben worden.

Von Ludwigs Augen fielen die Schuppen, als er gewahrte, zu welcher Höhe von Macht Heinrich Plantagenet durch dieses Ehebündniß gestiegen war. Abermals ward der König von Frankreich begierig, diese Macht zu schwächen oder ganz zu stürzen. Zu diesem Ende ließ er sich in ein Bündniß mit seinem Bruder, dem Grafen von Dreux, mit Eustachius, dem Sohne des Königs Stephan von England, mit dem Grafen von Blois und mit Gottfried Plantagenet, Heinrichs eigenem Bruder, in der Absicht ein, den jungen Herzog von der Normandie seines Lehens zu berauben und dasselbe unter die Theilnehmer an seinem Vorhaben zu zerstückeln.

Doch diese feindselige Verbündung hatte keine andere als die verdiente Folge. Heinrich vertheidigte zu gleicher Zeit seine Normandie gegen die ihn überfallenden Feinde und dämpfte einen Aufstand,

den sein Bruder Gottfried ihm in Anjou erregt hatte. Gottfried, dessen Abfall von Heinrich eben so unvernünftig wie unnatürlich war, ward zu der demüthigendsten Unterwerfung gezwungen. Zur Bewunderung Aller bezeichnete sich Heinrichs Betragen, obgleich er noch so jung war, sowohl mit politischer Einsicht und Weisheit zu Vorbereitung eines glücklichen Erfolges, wie durch Vestigkeit und Kühnheit, als welche selten es verfehlen, sich einen erlangten Sieg zu sichern. Durch jeden Grad geziemender Hochachtung und anzuwendender Mäßigung war er bemüht, dem Könige von Frankreich einen gültigen Vorwand zu geben, von einem Kriege abzulassen, der diesem schon wegen seines Mangels an glücklichem Erfolge zuwider geworden war. Allein bevor die Unterhandlung zwischen ihnen völlig zu Stande gekommen war, trat eine Krisis ein, die anderswo die Aufmerksamkeit des jüngeren Fürsten erforderlich machte: Heinrich erhielt Kunde aus England, daß Schloß Wallingford, die wichtigste jener Vestungen, die seine Familienanhänger noch in jenem Königreiche besaßen, vom Könige Stephan hart belagert würde, während der Gouverneur, Brian Fitzcompte, Heinrichen Botschaft wegen schnellen Entsatzes oder wegen Erlaubniß zu Uebergabe der Veste schickte. Indem er den größeren Theil seiner Streitkräfte zum Schutze seiner französischen Besitzungen auf den

Fall zurückließ, daß die Verbündeten ihn nochmals angreifen mögten, schiffte Heinrich sich mit dreitausend Mann Fußvolk und einhundert und funfzig auserlesenen Rittern nach England ein. Wiewohl er mit nur geringer Streitmacht kam, ward doch der Muth seiner engländischen Bundsgenossen dadurch neu belebt. Malmesbury, Warwick und dreißig andere Schlösser von geringerer Erheblichkeit ergaben sich dem Sohne Mathildens und Enkel Heinrichs. Durch ganz England erzeugte sich abermals der Bürgerkrieg, als demselben plötzlich durch den Tod Eustachs, des Sohnes Königs Stephan, Einhalt gethan ward. Das Absterben dieses Jünglings, zu dessen als seines Nachfolgers Nutzen der Vater Stephan den Streit geführt hatte, ward Veranlassung zu Beschleunigung eines Friedens, der denn auch unter gemäßigten Bedingungen zu Stande kam. Stephan, jetzt betagt und kinderlos, sollte die Krone während seiner Lebenszeit unter der Bedingung behalten, daß er Heinrich zu seinem Sohne annahm und zu seinem Nachfolger ernannte. Als Heinrich durch diesen Vertrag die Thronfolge in England zu seinem Gunsten bestimmt hatte, kehrte er nach dem Vestlande mit eben der Hurtigkeit zurück, mit welcher er demselben enteilt war. Es galt, sich gegen die Versuche Ludwigs zu rüsten, der, immer übel gesinnt gegen den zweiten Gemahl der von ihm geschiedenen Gattin, Drohungen

blicken ließ, den Krieg in Frankreich wieder zu erneuern, um Heinrichs Tractat mit Stephan rückgängig zu machen. Der französische König erregte in dieser Absicht auch Unruhen in Aquitanien. Diese wurden von Heinrich bei dessen Ankunft bald gedämpft, und der Herzog von der Normandie, der als solcher bemüht war, dem Könige von Frankreich etliche wichtige Dienste zu leisten, wußte es abermals dahin zu bringen, den argwöhnischen Ludwig zu vermögen, mit seinem Verfahren als dem eines pflichtübenden Vasallen zufrieden zu seyn.

Bald darauf bestieg Heinrich den Thron von England, weil durch schnellen Tod sein Mitbewerber Stephan denselben räumen mußte. Stephans ganze Regierung war eine Reihe von Bürgerkriegen gewesen, die ihre Quelle in seiner Insurpation gehabt hatten, und mit solcher Wuth und solchem Blutvergießen geführt worden waren, daß sie den beiden Königreichen höchst verderblich wurden. So mit eben so viel wirklicher Macht und mit weit größerem Reichthume begabt, als der König von Frankreich, bewirkte Heinrich der Zweite von England mit einer Weisheit, die jegliches Verlangen in ihm, seine Ueberlegenheit an den Tag zu legen, niederschlug, eine Vermählung zwischen seinem ältesten Sohne dem Prinzen Heinrich und Margarethen, der Tochter Ludwigs des Jüngeren von dessen zweiter Gemahlin.

Constantia, Prinzessin von Castilien, die er nach der Erklärung des Conciliums von Baugencé, daß seine Ehe mit Eleonoren von Aquitanien ungültig wäre, geheirathet hatte.

Prinz und Prinzessin waren Beide noch Kinder, allein es war in jenen Tagen herkömmlich, Vermählungsbündnisse zwischen Personen hohen Standes viele Jahre vor deren Volljährigkeit zu schließen. Heinrich, der sich die Miene gab, als wäre er durch diese Vermählung der geehrtere Theil, verschwendete werthvolle Geschenke an Alle, am französischen Hofe, deren gute Meinung oder beifällige Gesinnung seiner Unterhandlung förderlich werden konnte. Seine Freigebigkeit erstreckte sich sogar auf die Doctoren der Universität, ja auf die Studenten derselben, so wie auf die vorzüglichsten Bürger. In jedem Punkte, der das Ceremoniel oder die Etikette betraf, war es Heinrichs Politik, dem Könige Ludwig die verbindlichste Aufmerksamkeit zu bezeugen und unter den Pflichtbeobachtungen eines getreuen Vasallen jenes furchtbare Ansehen zu verbergen, welches ohne das ihn zum Gegenstande des Neides und des Argwohns seines Lehensherrn hätte machen müssen. Er stimmte sogar der Absicht Ludwigs hinsichtlich eines heiligen Krieges bei; indem er sich verpflichtete, diesem Monarchen mit seiner ganzen Streitmacht in einem Kreuzzuge beizustehen, der nicht gegen die

Ungläubigen des Morgenlandes, sondern zu dem Zwecke unternommen werden sollte, die Mauren aus Spanien zu vertreiben. Jedoch Heinrich, der nichts weiter im Sinne hatte, als dem Könige von Frankreich zu schmeicheln, wußte die Ausführung seines gegebenen Wortes dadurch zu umgehen, daß er den Papst Hadrian, auf den er geheimen Einfluß hatte, zu der Aeußerung einer Mißbilligung des Unternehmens vermogte.

Allein während der engländische Monarch gewissenhaft genau in Darbringung seiner Lehenshochachtung gegen Ludwig als seinen Oberherrn war, sorgte er behutsam für Erweiterung seiner eigenen Staaten und für Erhöhung seiner wirklichen Macht. Autoritätsgemäß übte er seine Lehensrechte über Betragne aus, einer Provinz, die seit Roberts I Zeit ein Lehenseigenthum der Herzöge von der Normandie gewesen war. So unterhandelte er auch von Neuem wegen Wiederherausgabe jenes Gränzdistrictes der Normandie, den seine Mutter Mathilde zur Förderung seiner Einsetzung in das Lehen der Normandie an Ludwig abgetreten hatte. Heinrich bestimmte dieses bevestigte Gränzland zur Morgengabe der Prinzessin Margaretha. In allen Fällen, wo wirkliche Macht errungen werden konnte, oder wo sich ein wünschenswerther Gegenstand des Ehrgeizes darbot, ermangelte jedoch Heinrich jederzeit jener vor-

moniellen Hingebung in den Willen seines Ober=herrn. So beschloß im J. 1159 der König von England ein muthmaaßliches Recht an die Stadt und Grafschaft Toulouse, als an ein vom Herzogthum Aquitanien abhängiges Lehen geltend zu machen, welches durch den Vater der Königin Eleonore dem gegenwärtigen Grafen verpfändet worden war, und das er jetzt Namens seiner Gemahlin wieder einzu=lösen sich berechtigt wissen wollte. Dies allerdings nur schwache Anrecht sollte von ihm durch die Waf=fen der Normandie, von Guienne und England be=hauptet werden. Der so bedrohete Kronvasall, Rai=mund Graf von Toulouse, wendete sich an den Kö=nig von Frankreich, dessen Schwester er zur Gemah=lin hatte, um Schutz gegen einen Fürsten zu erhal=ten, dem zu widerstehen er sich zu schwach fühlte; und Ludwig, der seine Vermittlung anbot, erstaunte, als er fand, daß Heinrich, so nachgiebig und fügsam in Sachen von geringer Erheblichkeit, in gleichem Grade hartnäckig war, wenn es Gegenstände von Gewicht betraf. Ludwig überzeugte sich beinahe ganz und nicht wenig zu seinem Verdrusse von dem wirk=lichen Character dieses seines Vasallen. Indem er beschloß, den Grafen Raimund gegen Heinrich zu un=terstützen, warf sich der König von Frankreich mit einer Handvoll Mannschaft in die Stadt Toulouse, in der Voraussetzung, daß Ehrfurcht vor seiner Per=

son den Lehensmann Heinrich von der Normandie von jedem Versuche gegen eine Stadt, in welcher das königliche Banner wehete, zurückhalten würde. Heinrichs Mannen waren bereit zur Belagerung und höchst wahrscheinlich hätten sie durch einen plötzlichen Angriff sich zu Herren der Stadt und der in derselben so unbesonnener Weise bloßgestellten Person des Königs von Frankreich gemacht. Die Sache ward im Kriegsrathe, den Heinrich hielt, verhandelt, bei welcher Gelegenheit etliche Staatsmänner auf die geheiligte Ehrfurcht hinwiesen, die dem Lehensherrn gebührte. Allein der sorglose Becket, damaliger Kanzler und Lieblingsminister Heinrichs, widerlegte die Einwendungen mit den Worten, die er an seinen Gebieter richtete: „Rückt vor mit Euren Panieren, mein edler Herr," sagte er, „denn der König vernichtete sein Anrecht an Euren Lehensgehorsam in demselben Augenblicke, wo er eine Lanze gegen Euch erhob." Heinrich ersehnte nichts lebhafter, als dem verheißungslosen Rath des kühnen Staatsmannes zu folgen. Allein er erwog, daß er sich an der Spitze eines Heeres befand, welches nur aus seinen Lehensbesitzungen ausgehoben worden war, und daß es gefährlich seyn dürfte, in seiner Person eine Geringschätzung gegen die Lehenstreue, auf welche sein Ansehen sich stützte, blicken zu lassen. Auch war zu bedenken, wie er Gefahr lief, alle Kronvasallen von

Frankreich zu beleidigen, die leicht geneigt seyn mogten, der Gefangennehmung ihres gemeinsamen Lehensherrn durch einen aus ihrer Mitte mit Groll anzusehen. So wendete Heinrich mit jener scharfen Klugheit, welche stets sein Verfahren leitete, sich von der Belagerung von Toulouse i. J. 1159 ab, indem er dazu die Ehrfurcht, die er für die Person des in der Stadt befindlichen Lehensherrn zum Vorwande nahm. Ludwig fühlte sich durch diese Mäßigung geschmeichelt, und bald darauf kam ein Friede unter der Bedingung zu Stande, daß Heinrich bedeutende Eroberungen behielt, die er auf Kosten des Grafen von Toulouse gemacht hatte, welchem Letzteren er, wie er ausdrücklich dabei bemerkte, auf Ansuchen des Königs von Frankreich einen Waffenstillstand für die kurze Frist eines einzigen Jahres bewilligte.

Die beiden Monarchen waren nunmehr so durchaus versöhnt, daß sie es sich gestatten konnten, gemeinsam eine für die Christenheit höchst wichtige Sache zu behandeln. Du mußt wissen, daß die Kaiser von Deutschland, bis zu diesem Zeitpunkt herab, sich das Recht vorbehalten hatten, die Erwählung eines Papstes oder Bischofs von Rom zu bewirken oder zu bestätigen. Dieses von ihnen ausgeübte hohe Vorrecht leiteten sie von der Herrschaft Karls des Großen her. Oft hatten die Päpste

dagegen gestritten, weil sie großes Verlangen trugen, einem weltlichen Fürsten ein Vorrecht zu nehmen, welches sie als unverträglich mit den Freiheiten der Kirche erachteten und behaupteten, daß die Wahl des Papstes ausschließlich Sache der Kardinäle wäre. Durch ihren hartnäckigen Widerstand, den manche Kriege unterstützten, hatten die Päpste den Kaiser fast jeder Spur jenes Vorrechtes entkleidet. Allein eine doppelte und bestrittene Papstwahl, die sich im Jahre 1160 ereignete, bestimmte den Kaiser Friedrich den Rothbart, das Recht seiner Vorfahren wenigstens in sofern geltend zu machen, daß er eine Kirchenversammlung berief, welche entscheiden sollte, ob Alexander der Dritte oder Victor der Vierte gesetzlich zum päpstlichen Stuhle zu berufen wäre. Kaiser Friedrich erklärte sich für Victor, wodurch die Könige von Frankreich und England, neidisch auf ein dem deutschen Lande zustehendes so hohes Recht, bestimmt wurden, sich der Sache Alexanders anzunehmen. Dieser ihr Lieblingscandidat kam in Person nach Frankreich, wo er Heinrich und Ludwig unter den Waffen fand, um sich seiner Sache anzunehmen, im Fall der Kaiser versuchen sollte, Victor durch Gewalt zu unterstützen. Die beiden Monarchen empfingen ihn mit der dem Oberhaupte der Kirche geziemenden Ehrfurcht, d. h. mit Zeichen der tiefsten Ergebenheit. Sie schritten

in Person jeder neben einem der Steigbügel am Sattel des Prachtpferdes, das der heilige Vater ritt, als man ihn zu einem für ihn eingerichteten prächtigen Zelte führte. „Es war dies ein Anblick," sagt der katholische Geschichtschreiber Baronius, „für Gott, Engel und Menschen; ein Triumph, wie man ihn nie zuvor in dieser Welt gesehen hatte." Alexander hielt später ein großes Concilium in der Kirche der Stadt Tours. Allein der Kaiser und die Könige des Nordens von Europa blieben vest bei der Wahl des Papstes Victor, und die Spaltung, die sich dadurch erhob, theilte die Christenheit in zwei Partheien und überschwemmte Italien mit Blute. Alexander war in so fern dankbar gegen seine Anhänger, daß er seine Vermittlung aufbot, den Frieden zwischen den beiden Königen mehr zu bevestigen, als er es jemals war.

Bisher hatte wenig Aufrichtigkeit in dem anscheinend guten Verständniß zwischen Heinrich und Ludwig obgewaltet, und wir haben erinnert, wie manche Kriege zwischen ihnen Statt fanden, die, durch Waffenruhe unterbrochen, welche, wenn gleich Heinrichs Geduld und Klugheit den Argwohn Ludwigs für eine Zeitlang sänftigten, nie oder selten ermangelte, sich von neuen Veranlassungen zu Mißverhältnissen aufheben zu lassen. In allen diesen Streitigkeiten hatte Heinrich, klüger, reicher und

vor Allem glücklicher als sein Widersacher, niemals, weder durch Krieg, noch durch Unterhandlung, noch durch Beide, seine Besitzungen auf Kosten derer des französischen Königs erweitert. Allein in den letzteren Jahren des Lebens dieses großen Königs schienen Wolken des Mißgeschicks sich um ihn her zusammen zu ziehen und, wie es häufig der Fall zu seyn pflegt, das Glück wendete sich von ihm, als sein Haar ergrauete. Ein sehr ernster Theil von Heinrichs Unglück ergab sich aus seinen Zwistigkeiten mit seinem vormaligen Minister und Günstling Thomas a Becket.

Dieser schlaue Geistliche hatte die Kunst verstanden, seinen wahren Character vor Heinrich zu verbergen; denn während er Kanzler war, wußte er sich etwa so zu verstellen, wie Heinrich es verstand, sich dem französischen Könige als getreuer Vasall zu zeigen. Zu dieser Zeit beging der römische Stuhl, wie wir zum Theil vorhin gehört haben, die gröbsten und verderblichsten Eingriffe in die Rechte der weltlichen Fürsten von Europa, und Heinrich trug natürlich Verlangen, Einer von denen zu seyn, die gegen die lächerlichen Anforderungen der Kirche zu Rom am besten Stand hielten. In dieser Art von Streit war es von der größten Wichtigkeit, daß der Bischofssitz zu Canterbury durch einen Prälaten ausgefüllt würde, der dem Monar-

chen zugethan und ihm bereitwillige Stütze wäre, wenn er sich in Uneinigkeit mit dem Papste befände. Deshalb dachte Heinrich, daß als das Erzbisthum Canterbury durch den Tod des lebenssatten Theobald erledigt ward, er sein Interesse nicht besser wahrnehmen könnte, als wenn er seinem Kanzler Becket diese Würde verlieh. Dieser Minister hatte immer geschienen, als lebte er mehr nach den Sitten eines Kriegers, eines Staatsmannes und Politikers, als nach denen eines Priesters. Wir haben bereits gesehen, daß er kein Bedenken trug, dem Könige zu kecken und schiedsrichterlichen Maaßregeln gegen seinen Lehensherrn Ludwig zu rathen; und Heinrich, der aus Becket's Benehmen vor Toulouse schließen mogte, erwartete von ihm keine Widersetzlichkeit in Angelegenheiten, wo ein eifrigerer Primas ihm vielleicht durch Einmischung in etwaige Mißhelligkeiten mit dem Papste Unruhe verursacht haben mögte.

Allein kaum hatte der König unter namhaften Schwierigkeiten die Wahl seines Lieblings zur erzbischöflichen Würde von den Mönchen zu Canterbury und den zu diesem Stuhle gehörenden Bischöfen erhalten, als er zur Genüge erkannte, welche unglückliche Wahl er getroffen, indem er Becket zum Oberhaupte der anglikanischen Kirche hatte ernennen lassen. Becket, der unter einem Mantel anscheinender

Ergebenheit und Treue gegen seinen Oberherrn all den Ehrgeiz verborgen gehalten hatte, der je die Brust eines Hochmüthigen schwellte, äußerte jetzt ein Uebermaaß von Eifer für die Rechte und Privilegien des römischen Stuhles, wodurch er sich vielleicht zu der Würde der päpstlichen Tiara empor zu schwingen gedachte, und zeichnete sich durch die Frechheit aus, die er bei allen möglichen Gelegenheiten darlegte, wo er die Vorrechte der Kirche gegen die des Königs glaubte geltend machen zu können. Die besonderen Umstände der verschiedenen und hartnäckigen Zänkereien zwischen Heinrich und dessen Erzbischofe müssen in der Geschichte von England, wo sie ein unterhaltendes Blatt anfüllen, nicht aber in der französischen Geschichte nachgelesen werden, mit welcher wir es hier zu thun haben. Es genüge hier zu sagen, daß als Thomas a Becket seinen Widerstand gegen des Königs Ansehen bis auf das Aeußerste getrieben hatte, der König Heinrich, der von ungeduldiger und hastiger Gemüthsart war, endlich dahin gebracht wurde, die unüberlegten Worte auszustoßen: „Habe ich denn keine treuen Diener, die mich dieses widerspänstigen und anmaaßenden Priesters entledigen?“ Vier Ritter vom königlichen Haushalte, Männer, die an Blut und Gemetzel gewöhnt waren, fingen den Wink auf, der, wie sie meinten, in diesen übereilt gesagten Worten enthal-

ten war. Sie ritten nach Canterbury, wo sie nach etlichem drohenden Hin- und Herreden den Erzbischof am Hochaltare, wo er das Amt verrichtete, erschlugen.

Wiewohl der König an dieser vorschnellen und verzweifelten That keinen Antheil, den Tadel ausgenommen, hatte, der auf ihn fallen muß, daß er jene unüberlegten Worte sprach, durch welche der Mord veranlaßt wurde, litt er doch alle die schlimmen Folgen, die dem böswilligen Urheber und Anstifter solcher Gottlosigkeit hätten entspringen können. Die Grausamkeit der Mordvollstrecker ward mit dem Muthe des Erschlagenen zusammen gehalten, welcher, ob unterstützt durch inwohnende Herzhaftigkeit, oder durch die aufrichtige Ueberzeugung, daß er streng seiner Pflichterfüllung nachlebe, während der ganzen blutigen Verhandlung die gelassenste Furchtlosigkeit gezeigt hatte. Der Aberglaube verschrie die Gräuelthat noch um so lauter, und Becket hieß nicht blos ein unschuldiger, in Verfechtung der Privilegien seines Standes erschlagener Priester, sondern ein frommer Heiliger, den man um der Sache des Himmels und der Christenheit willen ermordet hatte. Die Leichtgläubigkeit oder die List der Mönche, seiner Zeitgenossen, sah in ihrem verstorbenen Bruder einen glorreichen Märtyrer, an *dessen Grabe* und an der Stätte, wo er erschlagen

ward, die Kranken gesund, die Blinden sehend und die Lahmen gehend wurden. All solche grobe Uebertreibungen wurden in jenen Tagen geglaubt und den König überfluthete der Strom des Hasses wegen Becket's Tod in solchem Maaße, daß er die ehrenvolle, männliche und kluge Vertheidigung, die er zeither gegen die päpstlichen Anmaaßungen gezeigt hatte, aufgab, um nur unter den ungünstigsten Bedingungen eine Aussöhnung mit der Kirche zu erlangen.

In Folge des Versöhnungsvertrages mußte Heinrich eine schwere Geldsumme zahlen und sich zu einem Kreuzzuge, entweder in Palästina oder in Spanien, verpflichten; vor Allem aber mußte er, was er bisher stets und streng verweigert hatte, eine Appellation an den Papst in allen geistlichen Angelegenheiten gestatten. Dazu mußte er die Freunde Becket's wieder in seine Gunst aufnehmen und endlich sich einer höchst demüthigenden und entwürdigenden Büßung zum Beweise seiner Reue über die rasch gesprochenen Worte unterziehen, die sich als Veranlassung zu dem Morde ergeben hatten.

Ludwig von Frankreich war während eines Zeitpunktes nicht müßig, wo seines alten Feindes gewöhnliches gutes Glück von demselben zu weichen schien, und wo die gepriesene Einsicht Heinrichs in Verlegenheiten verwickelt war, aus denen er sich nicht zu befreien

wußte. Der französische König war weder langsam im Auffinden eines gerechten Grundes zum Zanke, noch in der Wahl der Mittel denselben zu verfolgen. Anfänglich äußerte er Mißfallen gegen Heinrich, weil dieser seinen ältesten Sohn zum Nachfolger auf dem engländischen Thron hatte krönen lassen, da doch die Gemahlin jenes Prinzen, die Prinzessinn Margaretha von Frankreich, noch in ihrem Vaterlande weilte. Allein Heinrich wußte diesen Vorwand Ludwigs zu einem Bruche dadurch niederzuschlagen, daß er sich bereitwillig erklärte, die Ceremonie der Krönung wiederholen zu lassen.

Der König von Frankreich schritt nun zu einer subtileren, aber zuverlässig weit minder zu rechtfertigenden Art von Angriff auf seinen Gegner, der auf dem Wege offener Feindseligkeit ihm als zu mächtig erschien. Ludwig begehrte für eine Zeitlang die Gegenwart seiner Tochter und seines Eidams, des jüngeren Heinrichs, am Hofe von Frankreich. Die engländischen Prinzen normännischen Stammes zeichneten sich nie durch Liebe zu häuslichem Frieden aus, und von der Zeit des Eroberers herab war es nichts Ungewöhnliches gewesen, zu sehen, wie im Königshause der Sohn die Waffen gegen den Vater erhob. So fand Ludwig es nicht schwer, dem jüngeren Heinrich den Gedanken einzuflößen, daß sein Vater zu lange den Thron behielt, ohne ihm,

der doch gekrönt worden war, einen genügenden Antheil unabhängiger Gewalt zukommen zu lassen. Als der junge Prinz nun nach England zurückkehrte, flößte er denselben Geist unnatürlicher Ehrbegier seinen Brüdern Richard (dem nachher so berühmten Löwenherz) und Gottfried ein. John, der vierte und jüngste der Brüder, war noch nicht erwachsen genug, um Theil an dem Familienzwiste zu nehmen. Allein die Königin Eleonore, die Mutter der Prinzen, war schon seit länger unzufrieden mit dem Antheile, den der König ihr an seinen Berathungen und seiner Liebe gestattete, und da wir bereits auf ihre anmaaßende und rachgierige Gemüthsart anspielten, darfst Du Dich nicht wundern, daß sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel wirken ließ, um die bösen Regungen der drei älteren Brüder zu entflammen und sie zu einem Bündnisse mit dem Könige von Frankreich gegen ihren Vater zu verleiten.

Der Vorwand, den Ludwig der Jüngere zu Aufreizung des Sohnes gegen den Vater aufstellte, war der, daß als der junge König Heinrich gekrönt ward, Heinrich, sein Vater, durch eben jene Ceremonie der monarchischen Gewalt entkleidet wurde, weil diese nunmehr auf den Sohn übertragen worden wäre. Doch wußte Ludwig wohl, daß die Krönung eines Sohnes bei Lebenszeit seines Vaters keineswegs so verstanden werden dürfte, als räumte Leb-

terer dadurch den Thron, sondern daß dieselbe nur eine Anerkennung wäre, wie der Sohn zum Nachfolger des Vaters würde, wenn dieser mit Tode abging.

Der König von Schottland ward in eben jenes Bündniß gezogen; auch waren mehrere hohe Barone von England reif zur Rebellion. Dies furchtbare Bündniß ward zu einer Zeit geschlossen, wo Heinrich auf das Schlimmste mit dem Papste stand, und wegen Becket's Tode allen seinen pfaffentollen Unterthanen ein Greuel war. Das Mißvergnügen war so allgemein, daß Heinrich der Zweite Mühe gehabt haben würde, unter seinen Lehensmännern ein Heer aufzubringen. Doch war er ein kluger Haushalter gewesen und machte nun seine aufgehäuften Schätze zum Mittel, seinen Thron in dieser Zeit der Fährlichkeit zu retten, ohne den Vasallen zu trauen, die seine Sache hätten verrathen mögen. Er nahm eine namhafte Anzahl deutscher Krieger in Sold, Männer die seit Jahren sich durch das Schwert ihren Unterhalt erworben und die bereit waren, die Sache jedes Fürsten zu führen, der ihrer Dienste begehrte und dafür zahlte.

An der Spitze dieser Streitmacht, und geleitet von seiner ihm eigenen bewundernswürdigen Schnelligkeit zur That, die so groß war, daß selbst sein schlimmster Gegner, Ludwig, gestand, es schiene eher,

daß Heinrich flöge, als daß er segelte oder marschirte, zog Heinrich zu Felde. Wo es auch seyn mogte, stellte er sich seinen Feinden, schlug die Rebellen und hatte, als er dem großen Haupte der Verbündeten eine Schlacht anbot, das Vergnügen, zu sehen, wie Ludwig unter arger Erlahmung seiner Ehre vor ihm zurückwich.

Inmitten all dieser Schwierigkeiten hatte Heinrich noch seine Seele zu dem entwürdigendsten Theile der Buße zu beugen, die ihm wegen Becket's Tod auferlegt worden war; nicht, wie wir wohl voraussetzen mögen, daß ein so weiser Fürst wirklich Gewissensbisse über den äußerst geringen Antheil hätte hegen können, den er an der Ermordung eines aufsätzigen und rebellischen Priesters gehabt hatte, sondern weil er einsah, welche Theilnahme er sich in den Herzen seines Volkes dadurch gewinnen würde, wenn er zeigte, wie er den Himmel vollauf für das versühnte, was man als ein großes Verbrechen betrachtete.

Es war im Jahre 1174 als der König Angesichts des Thurmes der Kathedrale von Canterbury ankam. Er stieg vom Pferde und schritt zu dem Grabsteine Becket's, barfuß über einen Kieselpfad, den er mit seinem Blute färbte. Als er am Grabe seines alten Feindes knieete, dessen Leben ihm so viele Unruhe verursacht hatte und dessen Tod ihm

zu noch tieferer Quelle der Marter ward, ließ er sich öffentlich durch die Mönche des Klosters und durch andere anwesende Geistliche geißeln, indem er von jedem derselben drei oder vier Streiche auf die entblößten Schultern empfing. In Folge dieser und anderer strengen Büßungen ward Heinrich von einem Krankheitsanfalle ergriffen. Allein es scheint, als habe er erkannt, daß er gänzlich mit Thomas a Becket versöhnt sey; denn als dieser Geistliche selbst im Auslande in den Geruch der Heiligkeit gekommen war, geleitete Heinrich bei mehr als Einer Gelegenheit verschiedene hohe Besuchende, die vom Bestlande nach Canterbury zum Gebete kamen, an das Grab Becket's, verrichtete also gleichsam das Amt eines Ceremonienmeisters bei seinem ehemaligen Kanzler, den er allerdings in den Ruf der Heiligkeit gebracht hatte. Ungeachtet all dieser anscheinenden Unterwürfigkeit beharrte Heinrich bei seiner Meinung über Becket's Betragen. Als ein Bischof vorschnell und übereilt einen engländischen Edeln in den Bann gethan hatte, rieth der König seinen Prälaten, in solchen Fällen nicht zu hastig zu seyn. Bedeutungsvoll sprach er: „Es können mehr Bischöfe wegen ihrer Hochfahrenheit getödtet werden, als der Kalender der Heiligen Raum haben mögte, ihre Namen aufzunehmen."

Ludwig dem Jüngeren, der bald der Kriege

müde ward, sobald sie langwierig und erfolglos waren, wollte es scheinen, als kehrte Heinrichs gutes Glück in all seiner Fluth wieder, und es lag in seinem Character, solches der Versöhnung seines Feindes mit Thomas a Becket zuzuschreiben. Gewiß ist es, daß Heinrich wenige Tage nach seiner Büßung Kunde von einem bei Durham vorgefallenen Treffen erhielt, in welchem König Wilhelm von Schottland Gefangener der nordengländischen Barone geworden war, und in eben demselben Jahre hatte Ludwig selbst einen noch klareren Beweis von Heinrichs wieder auflebendem Glücke, als der engländische Monarch Rouen, das damals hart belagert ward, verließ und die vereinigten Heere von Frankreich und Flandern zum Rückzuge zwang.

Diese Kette von Begebenheiten hatte eine gewaltige Wirkung auf den französischen König. Er schickte Gesandte, um den Frieden zu unterhandeln, den Heinrich, zufrieden mit seinem Siege und in dem Bewußtseyn, unter welchen Gefahren er denselben errungen hatte, gern gewährte. Freigebig setzte er den drei jungen Prinzen Heinrich, Richard und Gottfried ein reiches Jahrgehalt aus und war durch verschwenderisches Hingeben von Krongütern und Einkünften bemüht sich für die Zukunft ihrer Anhänglichkeit zu versichern.

Der wichtigste Umstand, der sich aus dem ge-

schlossenen Frieden, welcher alle Gegenstände schlichtete, um welcher willen der Krieg unternommen worden war, für Ludwig erhob, war die Hoffnung, daß Heinrich geneigt werden mögte, sich mit ihm zu einem Kreuzzuge zu vereinigen; so sehr war seine Einbildungskraft, obwohl er bereits ein Greis war, von einem Gegenstand eingenommen, der seine Jugend beschäftigt hatte. Heinrich seinerseits befand sich in der Nothwendigkeit, scheinbar in jenen tollen Vorschlag zu willigen; denn solcher Zug machte einen Theil der ihm wegen Becket's Tode auferlegten Buße aus, wonach er, sobald der Papst es befehlen würde, das Kreuz zu nehmen hatte. Als demnach der Pontifex in die Anforderungen Ludwigs einstimmte, stand es nicht in der Macht des Königs von England, dem Aufrufe auszuweichen. Es wurden demnach von beiden Monarchen Anordnungen zu dem Zuge getroffen; jedoch steht es wenig zu bezweifeln, daß Heinrich, obwohl des Papstes Ansehen für den Augenblick zu bedeutend war, als daß es hätte bestritten werden können, in Geheim beschloß, jede Gelegenheit oder jeden Vorwand, der sich bieten mögte, zu benutzen, um jene unnütze und gefahrvolle Unternehmung aufzuschieben und endlich ihr auszuweichen.

Dem französischen Könige hingegen war es völliger Ernst mit seiner Idee, in Verbindung mit

Heinrich den vorschnellen und verderblichen Versuch, den er in seiner Jugend gemacht hatte, zu erneuern; so daß er entschlossen war, die Regierung seines Reichs während seiner Abwesenheit dahin zu bestimmen, daß er seinen Sohn Philipp, einen Jüngling, der die höchsten Erwartungen erregte, zu seinem Throngenossen und Nachfolger ernannte.

Ein sonderbarer Umstand ereignete sich bei der Ceremonie. Der junge Prinz Philipp, der die Hauptperson dabei abgab, wurde von seinen Begleitern getrennt, als man auf einer Jagdpartie im Walde zu Compeigne war. Philipp verirrte sich in dem wilden und einsamen Forste und wanderte die ganze Nacht in demselben umher. Diese Anstrengung erschöpfte den Jüngling, der ohnedies von der ausgestandenen Seelenangst angegriffen worden war. In Folge dessen verfiel er in eine gefährliche Krankheit. Die Heilmittel, die Ludwig der Jüngere anwendete, waren stets mit Aberglauben versetzt; und in der Hoffnung, seines Sohnes Genesung zu bewirken, that er das Gelübde, zu dem weltberühmten Grabsteine Thomas a Becket's zu wallfahrten, wo er denn auch werthvolle Spenden opferte, und unter andern dem Kloster ein jährliches Geschenk von hundert Tonnen französischen Weines aussetzte, welches sonder Zweifel kein unannehmlicher Schluck für die geistlichen Herren war. Diese Wallfahrt habe

wigs fand im Jahre 1179 Statt. Unverzüglich kehrte Ludwig von derselben zurück, wobei er vom Könige von England bis Dover begleitet ward. Als er daheim anlangte, fand er seinen Sohn genesen, welcher Umstand nicht wenig dazu beitrug, der Pilgrimme noch mehrere an das Grab Thomas a Becket's zu locken.

Die Krankheit war jedoch nur vom Sohne zu dem Vater übergegangen; denn Ludwig selbst ward vom Schlage getroffen. Philipps Krönung fand bald darauf Statt, obgleich der Vater nicht dabei gegenwärtig seyn konnte; und es bleibt merkwürdig, daß Philipp, der noch von seiner Krankheit schwach war und den das Gewicht der Krone drückte, von dem anwesenden Heinrich dem Jüngeren von England dabei unterstützt ward, indem dieser den Goldreif über das Haupt des jungen Gekrönten hielt. Mit welchen inneren Empfindungen Heinrich diesen Lehensdienst vollziehen mogte, steht allerdings zu bezweifeln; denn im Falle des Todes dieses einzigen Sohnes Ludwigs des Jüngeren, war eben dieser junge Heinrich, so dessen Gattin Margaretha der Thronfolge würdig erfunden ward, der nächste Erbe der Krone, die er über das Haupt seines Schwagers hielt. Im folgenden Jahre (1180) starb Ludwig der Jüngere. Er war ein Fürst von manchen trefflichen persönlichen Eigenschaften, tapfer, wohlge-

sinnt, mäßig und bieder; doch war er weder Feldherr noch Staatsmann, und seine Religionsbegriffe trugen ein so abergläubisches Gepräge, daß, während sein Gewissen sich über die Verletzung kleinlicher Gebräuche Vorwürfe machte, er bei der ersten wichtigen Gelegenheit, wenn Politik es ihn vortheilhaft bedünken ließ, ohne Bedenken in Sachen höchstwichtiger Moralpflicht die Treue brechen konnte.

Viertes Kapitel.

Thronbesteigung und weise Maaßregeln Philipp's — Tod Heinrichs von England und Thronbesteigung des Königs Richard Löwenherz — Philipp und Richard vereinigen sich zu einem Kreuzzuge nach Palästina — Zustand des Osten in dieser Periode — Belagerung von Acre — Uneinigkeiten zwischen den Führern des Kreuzfahrerheers — Philipp's Rückkehr nach Europa — Glänzende Thaten Richards. — Seine Zurückberufung nach Europa — Seine Einkerkerung und Befreiung — Sein Krieg mit Philipp — Sein Tod — Thronbesteigung des Königs Johann — Philipp's doppelte Ehe — Johann's Grausamkeit bei Unterdrückung eines Aufruhrs seines Neffen Arthur in Guienne — Die verletzten Partheien beklagen sich bei Philipp, der zu Felde zieht und den König Johann aller seiner französischen Besitzungen beraubt. — In Folge dieses Sieges erhält Philipp den Beinamen „Augustus" und beschließt England zu erobern — Streit zwischen Johann und dem Papste — Philipp erklärt sich zum Ritter des Papstes und versammelt ein großes Heer, um in England einzufallen — Johann's Unterwürfigkeit bei dem Papste — Philipp wendet seine Waffen gegen Flandern, muß jedoch unterliegen — Verbindung gegen die wachsende Macht Frankreichs durch König Johann,

Kaiser Otto und die Grafen von Flandern, Boulogne, Toulouse und Auvergne — Niederlage der Verbündeten bei Bouviers — Philipp's Behandlung seiner Gefangenen — Waffenstillstand mit England — Unbeliebtheit Johann's — Die Barone von England erbieten sich ihre Lehenstreue auf Ludwig, den Sohn Philipps, zu übertragen — Ludwig fällt in England ein — Tod des Königs Johann — Thronbesteigung Heinrichs des Dritten — Niederlage Ludwigs bei Lincoln — Ludwig giebt seine Forderungen an England auf, zieht nach Frankreich zurück und unternimmt einen Kreuzzug gegen die Albigenser — Philipp's Tod.

Philipp, der Sohn Ludwigs des Jüngeren, war ein Fürst von so vielen königlichen Eigenschaften, daß er in der Geschichte Frankreichs von anderen Monarchen desselben Namens durch den kaiserlichen Beinamen „Augustus,“ und zwar nicht unverdienter Weise, ausgezeichnet wird; da es hauptsächlich durch ihn geschah, daß das königliche Haus von Frankreich in seinem Reiche denjenigen Einfluß wieder erhielt, der während Ludwigs Lebenszeit in hohem Maaße durch die Ueberlegenheit des Hauses Anjou geschwächt ward, dessen Macht, sorglich durch die Weisheit Heinrichs des Zweiten vergrößert, diesen Monarchen eher zu einem Nebenbuhler, als zu einem Vasallen des Königs von Frankreich machte. Als Philipp den Thron bestieg, zählte er noch nicht

nicht funfzehn Jahre, und es ist wahrscheinlich, daß er fühlte, wie seine außerordentliche Jugend, gesellt zu der Characterschwäche seines Vaters, leicht das Ansehen der Krone verächtlich machen könnte, wenn nicht durch die Vestigkeit und Würde des Trägers derselben dem Könige die Ehrfurcht des Volkes gesichert würde.

In Folge dessen war die erste öffentliche Maaßregel Philipps von ernsterer Beschaffenheit, als es sich von einem so jungen Monarchen hätte erwarten lassen. Alle Gaukler und Spielmänner, deren müssiges Treiben Zeit= und Geldverschwendung erzeugte, wurden durch ein feierliches Edict, auf dessen strengste Nachlebung der König hielt, vom Hofe verbannt. Hieraus entnahm das Volk, daß sein junger König sich vorgesetzt hatte, den männlichen Ernst reiferen Alters anzunehmen und aus seiner Nähe alle Anreizungen zu dem leichtfertigen Gelüsten und den unnützen Thorheiten der Jugend zu entfernen.

Bei einer zweiten von seinen früheren Maaßregeln befragte Philipp in einem hohen Grade den Vortheil seiner Unterthanen und seines Reiches. Die rastlosen Kriege Frankreichs, eines Landes, das selten ein Jahr lang ruhig blieb, ohne unter diesem oder jenem Vorwande eine Streitmacht zu sammeln, hatten Veranlassung zu einer Vergesellschaftung umherziehender Schaaren gegeben, deren Gewerbe der

Krieg war, und die ohne Rücksicht auf die Sache, welcher sie ihre Waffen liehen, oder auf den Monarchen, dem sie Gehorsam zollten, stets bereit waren, ihre Geschicklichkeit und Tapferkeit zu Gunsten irgend eines Fürsten zu zeigen, der geneigt war, sich ihrer zu bedienen. Im Allgemeinen bestanden diese Schaaren aus erfahrenen und bewährten Kriegern, die sich etwas darauf einbildeten, strenge auf treue Vollführung ihrer verkauften Dienstpflicht zu halten, und dem Fürsten, der sie gedungen hatte, standhaft anzuhangen. Solche Söldner waren demnach eine nöthige, jedoch gefährliche Hülfsquelle während jener fast ununterbrochenen Kriegszeit, und selbst der staatskluge Heinrich fand, als er durch die von Ludwig dem Jüngeren gegen ihn gerichtete Verbündung hart bedrängt ward, sein Heil darin, daß er sein erschöpftes Heer durch diese Söldnerschaaren verstärkte. Allein obwohl diese zur Zeit des Krieges ein nothwendiges, mindestens schnell zu habendes und förderndes Hülfsmittel waren, so konnte doch in Friedenszeiten dem Volke nichts lästiger fallen als die Existenz zahlreicher Banden von verschiedenen Nationen, die ein müßiges und ausschweifendes Leben auf Kosten des bedrückten Landmannes führten, und jedes Band der Gesellschaft verletzten, ohne daß es möglich ward, sie anders als durch offene Feldschlacht dafür zur Verant-

wortung zu ziehen. Wo man ihren Erpressungen Widerstand leistete, zogen sie natürlicher Weise ihre Haufen dichter zusammen, stellten das Land unter Contribution, und nöthigten die Städte, bei Vermeidung von Bestürmung und Plünderung, ihnen große Summen zu ihrem Unterhalte zu zahlen. Diese Schaaren gesetzloser Zwangkrieger waren unter den Namen „Cotteraux, Brabançons, Routiers und Tavardins“ bekannt. Philipp befahl seinen Truppen, den Bürgern der guten Städte gegen diese regellosen Freibeuter beizustehen, und er selbst griff sie an und brachte ihnen in einem großen Treffen solche Niederlage bei, daß in der Schlacht und auf der Flucht neuntausend von ihnen erschlagen wurden. Durch diese Bemühungen ward jene verheerende Landplage in hohem Maaße gescheucht und vernichtet, obgleich dieselbe noch bis zu einer späteren Periode der Geschichte Frankreichs eine fortwährende Schmach des Landes blieb.

Mit derselben Rücksicht auf das öffentliche Wohl zwang Philipp die Bürger der großen Städte ihre Straßen zu pflastern und ihre Mauern mit Bestungswerken zu umziehen, damit ihnen mehr Macht würde, den Angriffen jener raubgierigen Schaaren zu widerstehen. Die Bürger hegten Widerwillen gegen die Kosten und Mühe, die ihnen dieser wichtige Gegenstand auferlegte. Allein der König machte

in Person eine Reise durch die Städte seines Reiches, um die Ausführung seines heilsamen Edictes zu erzwingen, und brachte zu gleicher Zeit diejenigen Adeligen zur Ordnung, welche sich, indem sie die Zeit der Krankheit des verstorbenen Königs benutzten, der Anmaaßung gegen einander, oder der Eingriffe in die Rechte des Monarchen schuldig gemacht hatten.

Die Maaßregeln, zu denen Philipp Augustus Betreffs des öffentlichen Wohles griff, verliehen ihm einen vortheilhaften Character. Sein Verkehr mit den Fürsten seiner Zeit war nicht so durchaus lobenswerth.

Es muß angenommen werden, daß Heinrich von England keine geringe Muthmaaßung von dem steigenden Einflusse des jungen Fürsten hegte, der mit besserer Einsicht als sein Vater Ludwig, denselben Neid auf die hochaufgeschossene Macht seines Vasallen in der Normandie nährte. Diese Befürchtungen wurden noch beunruhigender, als der König von England fand, daß seine Kinder, Heinrich, Richard, Gottfried, denen Johann, der jüngste der Brüder, sich beigesellt hatte, mit dem Könige von Frankreich Ränke spannen, um einen Theil von Heinrichs englåndischen Besitzungen als Belohnung für den Beistand zu empfangen, den sie Philipp leisten sollten, um ihren Vater des Ganzen zu be-

rauben. So peinlich diese unnatürlichen Anzettelungen waren, so betrübend war die Art, auf welche Heinrich in Betreff seines ältesten Sohnes von denselben befreit ward. Ein Eilbote brachte die Kunde, daß der Sohn Heinrich allerdings Reue über seine Undankbarkeit gegen den Vater fühlte, allein die Kunde sagte auch ferner, daß der Jüngling auf dem Sterbebette läge und seines Vaters Segen und Vergebung erflehe. Allein des Königs Argwohn gegen die Umgebung des jungen Heinrichs war so groß, daß er sich scheuete, seine königliche Person, selbst in so dringendem Falle, ihren Händen anzuvertrauen. Indem er deswegen sein Verlangen, an das Sterbelager seines Sohnes zu eilen, unterdrückte, fertigte er ihm Verzeihung und Segnung schriftlich aus und schickte ihm zum Zeichen der Aechtheit Beider einen Goldring. Der sterbende Büßende wand jetzt, um die Aufrichtigkeit seiner Reue zu beweisen, einen Strick um seinen Hals, ließ sich in ein härenes Gewand hüllen und befahl, daß man ihn auf ein Lager von Asche legte, auf welchem er sodann verschied. Dies ereignete sich i. J. 1183.

Der betagte König sank zu dreien Malen in Ohnmacht, als er die Todespost vernahm und brach in endloses Wehklagen aus. Außer seiner starken Liebe zu seinem Erstgeborenen hegte Heinrich sonder Zweifel auch den Gedanken von ihm, daß, zum Ge

horsam zurückgeführt, der junge Heinrich unter allen seinen Brüdern der Tauglichste war, die hohe Stellung eines Vasallen der französischen Krone zu behaupten. Er hatte keinesweges dasselbe Vertrauen zu den Fähigkeiten seiner übrigen Söhne, und war sonach schier untröstlich über den erlittenen Verlust.

Neue Kriege und Mißverständnisse zwischen Frankreich und England ergaben sich auf Seiten Heinrichs aus einem Vorwande von keinesweges aufrichtiger Beschaffenheit. Adelheid, die Schwester Philipps, des Königs von Frankreich, hatte eine Zeitlang am engländischen Hofe unter dem Vertrage residirt, mit Richard, der jetzt der älteste der lebenden Söhne Heinrichs des Zweiten war, vermählt zu werden. Allein aus etlichen nicht leicht genau zu bestimmenden Gründen verschob der König von England zu mehreren Malen die Vermählung, so daß er in Verdacht gerieth, er hege selbst eine weder seinem Alter noch seinem Verstande angemessene Leidenschaft zu der jungen Prinzessen. König Philipp verlangte nun mit dem Schwerte in der Hand die Verehelichung seiner Schwester. Andere Gründe zum Mißvergnügen, die sich fortwährend zwischen einem so mächtigen Lehensherrn und einem so stolzen Vasallen erhoben, erhitzten den Groll auf beiden Seiten; auch bewahrten Heinrichs Talente, die durch hohes Alter einigermaaßen in Abnahme seyn moch=

ten, keineswegs das Uebergewicht des engländischen Königs über den jugendlichen Philipp, wie sie es früher über dessen Vater Ludwig den Jüngeren thaten. Die Verpflichtung, welche beiden Monarchen oblag, sich zu einem Kreuzzuge einzuschiffen, that ihren Privatkriegen Einhalt; dennoch zeigte im J. 1188 ein sonderbarer Vorfall, wie eingewurzelt der Zwist sowohl zwischen ihren Unterthanen, wie zwischen ihnen selbst war.

Zu persönlicher Berathung waren die Monarchen unweit Gisors auf der Gränze ihrer Besitzungen in einer Ebene zusammen gekommen, die weiter keinen Schatten bot, als den einer ehrwürdigen Ulme, die auf der normännischen Gränzscheidung stand. Die Sonne brannte heiß; allein statt seinem Lehensherrn, dem Könige von Frankreich, zu gestatten, die Kühlung unter der Ulme mit ihm zu theilen, barg Heinrich mit minderer Höflichkeit, als ihm sonst eigen war, sich und die Seinen vor der Hitze unter den Aesten, von deren Schatten man Philipp und dessen Begleiter ausschloß. Die Franzosen, erbittert über diese Anmaaßung von Vorrang, wie geringfügig dieselbe auch seyn mogte, und die überdies durch die Neckerei des Gefolges Heinrichs noch mehr gereizt wurden, griffen plötzlich mit gezucktem Schwerte die Engländer an. Heinrich entkam mit Mühe zu dem Schlosse von Gisors, mehrere seiner Begleiter wur-

den erschlagen und Philipp ließ zum Zeichen seines Sieges den Baum umhauen. Auch bei anderen, wenn gleich unwichtigen Gelegenheiten, gewann Philipp einiges Uebergewicht und zwar um so eher, da Richard, der Sohn Heinrichs, Verlangen trug, mit der Prinzessin Adelheid vermählt zu werden, und deswegen mit dem Könige von Frankreich Parthei gegen seinen Vater nahm. Heinrichs jüngster Sohn, Johann, bewies sich nicht minder ungehorsam, als seine Brüder; ja, er that es auf noch unberufenere und unzurechtfertigendere Weise. Durch Mißgeschick aller Art, wovon er in früheren Lebensjahren nichts gekannt hatte, war die Gesundheit des Königs von England untergraben worden. Seine Gefühle wurden durch den Undank seiner Kinder zerrissen, während sein Körper sich von einem Fieber ergriffen fühlte. Auf seinem Sterbebett erklärte er, daß Gottfried, sein natürlicher Sohn, den er zum Kanzler ernannt hatte, der einzige seines Hauses wäre, der jederzeit mit kindlicher Hochachtung und schuldigem Gehorsam gegen ihn sich erwiesen hätte. In diesem trübseligen Zustande halfen Kummer und Betrübniß der Gewalt des Fiebers nach, das in Heinrichs Adern wüthete; und der Tod dieses großen und einsichtsvollen Königs räumte der wachsenden Macht Philipps eines der größten Hindernisse zum Gelingen der Regierung desselben aus dem Wege.

Der König von Frankreich, erlöset von einem seiner beharrlichsten Feinde, schloß nun ein enges Bündniß mit Richard, der wegen seines Muthes den Beinamen „Löwenherz“ empfing, und als Nachfolger Heinrichs, voll von jugendlichem Hange zu Abentheuern, sich es freiwillig zur Pflicht machte, den verhängnißvollen Zug zu Wiederherstellung des gesunkenen Königreiches Jerusalem zu unternehmen, den sein Vater so ungern zugesagt und so oft aufgeschoben hatte. Philipp von Frankreich nahm den Beherrscher Englands sofort zum Bruder und Genossen bei diesem Unternehmen an. Die Charactere dieser beiden Monarchen hatten viele Aehnlichkeit mit einander. Beide waren tapfer, kriegsgeübt, ehrgeizig und ruhmgierig. Beide scheinen auch aus Religionsgründen ihrem romantischen Zuge sehr zugethan gewesen zu seyn. Allein Richards Gemüth vereinigte den verzweifeltsten Muth mit der größten Vorschnelligkeit und Hartnäckigkeit, wodurch seine Kriegsthaten zu dem überspannten und fruchtlosen Thun eines wirklich Rasenden ausarteten; wenn hingegen Philipp Vorsicht und Staatsklugheit mit einem höheren Grade von Tapferkeit verband, und ein bei weitem tüchtigerer Monarch als sein Nebenbuhler war, wenn er auch die Eigenschaften eines Romanritters in geringerem Grade besaß.

Die Heere der verbündeten Könige trafen in

Lyon zusammen, wo Philipp den Weg nach Italien einschlug, indem er über die Alpen ging, um sich in Genua einzuschiffen, während Richard sich mit seinen Schaaren zu Marseille am Bord begab.

Zur Zeit wo diese beiden machtbegabten Völker der Christenheit die Waffen ergriffen, um Palästina, ein Land, welches ihr Aberglaube ihnen so werthvoll darstellte, zu erlösen, waren die Trümmer des Reiches, das Gottfried von Bouillon begründete, fast ganz ihrem Gesichtskreise entrückt. Saladin, der König oder Sultan von Aegypten, ein eben so tapferer und ungleich kaltblütigerer und einsichtsvollerer Fürst, als einer der fahrenden Könige, die daher zogen, ihn anzugreifen und Palästina vor seinem siegreichen Säbel zu beschirmen, hatte einen überaus erfolgreichen Krieg gegen das lateinische Königreich Jerusalem geführt. Seine Macht war nach und nach lastend geworden, und die Macht eines morgenländischen Despoten mißt sich gewöhnlich nach dem Grade der kriegerischen Gaben desselben ab. So waren diese Gaben Saladins allerdings höchst bedeutend. Er hatte sich zum Gebieter von Aegypten und eines großen Theils von Syrien gemacht, und nimmer konnte es an Vorwande fehlen, das Königreich Jerusalem selbst anzugreifen, weil, außerdem daß anerkannter Groll zwischen den Anhängern des Christenthums und des Mahomedanismus obwaltete, Sa-

ladin sich auch über die Gewaltthaten eines wegelagernden Christlichen Edeln, Namens Reinhard von Chatillon zu beklagen hatte, der eine Veste auf der Gränze der Wüste wegnahm und aus derselben heraus die morgenländischen Caravanen beraubte und die fromme Wallfahrt der islamitischen Pilger zu dem Grabe ihres Propheten zu Mecca störte. Jerusalem, durch innere Spaltungen zerrissen, schien seinem Sturze nahe zu seyn, als Saladin an der Spitze von achtzigtausend Mann in Palästina einbrach. Guy von Lusignan, ein Fürst ohne alles Talent, war zur Dornenkrone gelangt. Er hob die Gesammtmacht des heiligen Landes aus, um den Ueberfall zurückzutreiben; allein er ließ sich vom Grafen Raimund von Tripoli hintergehen, der in geheimem Briefwechsel mit Saladin stand. Dieser Renegat oder Apostat verrieth die Christlichen Krieger dadurch, daß er sie an einen Ort führte, wo die stahlbepanzerten europäischen Ritter durch Mangel an Wasser ohnmächtig hinsanken und von den Pfeilen der leichtberittenen Ungläubigen getödtet wurden. Lusignan ward gefangen genommen und verlor dreißigtausend Mann. Als er von Durst und Seelenangst gefoltert vor Saladin geführt ward, reichte dieser Türkenfürst ihm höflich seinen eigenen Becher voll Scherbeth mit Eis gekühlt. Allein wie nun Lusignan nach gethanem Trunke den Becher an den Gränz-

ritter Reinhard von Chatillon gab, der Ursache des Krieges geworden war, hieb Saladin sofort mit eigener Hand dem Wegelagerer den Kopf vom Rumpfe, indem er sagte: „Des Sultans Becher gewährt Gnade. Fürsten schlachten keine gefangenen Könige; allein Räuber, wie dieser einer war, werden mit dem Tode bestraft.“ Auch kamen viele der Hospitaliter und Templer um's Leben. Jerusalem blieb nach der Schlacht bei Tiberias, die i. J. 1187 vorfiel, keine vierzehn Tage mehr in den Händen der Christen und Saladin ward Besitzer der heiligen Stadt.

Die Vertreibung der Christen aus Palästina war noch nicht ganz bewerkstelligt. Die veste Stadt Tyrus hatte einen tapfern Vertheidiger in Konrad von Montferrat, und der siegreiche Saladin sah sich gezwungen, mit bedeutendem Verluste von Belagerung derselben abzulassen.

Es läßt sich kaum entscheiden, ob der Verlust von Jerusalem oder die Belagerung von Acre den meisten Einfluß darauf hatte, daß die kriegerischen Völker Europa's zu den Waffen griffen und in Schaaren vordrangen, um den König Guy von Lusignan zu rächen, oder unter Konrad von Montferrat wenn nicht Ruhm, doch Märtyrthum zu erringen. Die Masse der europäischen Abentheurer befähigte den König von Jerusalem, den Saladin nicht für würdig

gehalten hatte, ihn gefangen zu bewahren, die Belagerung von Ptolemais oder Acre, eines vesten Platzes zu bewerkstelligen, der einen trefflichen Haven hatte, dessen Besetzung die Ankunft frischer Hülfsvölker von Europa, die von allen Seiten her zugesagt worden waren, zu erleichtern. Die Belagerung von Acre hatte schon bis zum Frühlinge des zweiten Jahres gedauert. Saladins Lager, reich an Mannschaft, stand in geringer Entfernung von der Stadt aufgeschlagen und täglich fanden zwischen den streitenden Heeren Scharmützel Statt. Mittlerweile begann der neue Kreuzzug unter Philipp von Frankreich und Richard von England sich ostwärts zu wälzen.

Der französische König erschien zuerst auf diesem ergebnißreichen Schauplatze, erwies sich jedoch als unzureichend zur Entscheidung des Schicksals von Acre, obwohl er dieselbe durch einen kecken und allgemeinen Angriff zu geben versuchte. Richard, der gezögert hatte, um unterwegs den König Isaak von Cypern, von dem er beleidigt worden war, dadurch zu züchtigen, daß er denselben seiner Staaten beraubte, langte bald darauf vor Ptolemais oder Acre an, wo er, wenn Sagen und Romanzen die Wahrheit berichten, in Person seine Völker zum Ansturm führte mit nerviger Faust und gewichtiger Streitaxt ein Vestungsthor einhieb. Auch Leopold,

Herzog von Oestreich, zeichnete sich durch persönliche Kühnheit aus, weshalb, weil das Tragen von Wappenschilden damals in Gebrauch kam, der Kaiser ihm gestattete, einen silbernen Balken in rothem Felde zu führen, um anzudeuten, daß er beim Sturme von Acre vom Kopfe bis zum Fuße, ausgenommen an den Streifen unter seinem Schwertgurte, mit Blute bedeckt gewesen war.

Saladin, der einsah, daß das Schicksal von Acre nicht länger aufgehalten werden konnte, gestattete den Christen, sich die besten Bedingungen auszumitteln, während er selbst verpflichtet ward, alle christlichen Gefangenen in Freiheit zu setzen und den Kreuzfahrern das Holz, an welchem unser Erlöser litt, oder doch diejenige Reliquie, die in solchem Rufe stand, und die Saladin in der Schlacht von Tiberias erobert hatte, herauszugeben. Allein Saladin konnte entweder oder wollte diese Bedingungen nicht erfüllen. Der heftige Richard wollte nichts von Zögerung in der Sache hören und ließ mit einemmale alle seine muhamedanischen Gefangenen, siebentausend an der Zahl, tödten. Durch diese Voreiligkeit und Grausamkeit zog Richard sich den gerechten Tadel zu, daß er einer gleichen Zahl von Christen den Tod bereitete, indem Saladin dieselben als seine Gefangene, um Repressalien zu üben, schlachten ließ.

Während der wüthende Richard sich so Grau-

liche gerechte Beschuldigungen zuzog, hatte er den Verdruß zu sehen, wie Philipp, auf seine Kosten, das Lob höherer Weisheit und Mäßigung erwarb; denn indem er das Leben seiner mahomedanischen Gefangenen beschützte, sah der französische König sich im Stande, dieselben gegen eben so viele gefangene Christen auszuwechseln und vermied überdies ein nutzloses Blutvergießen auf beiden Seiten. Der Unterschied in Philipps ruhigem, verständigen und klugen Verfahren ward von den Kriegern erkannt, und wenn auch gemeine Streiter den rohen, wilden und furchtlosen Character des engländischen Monarchen vorzogen, so sahen doch weise und erfahrene Führer höhere persönliche Eigenschaften in dessen Genossen und Nebenbuhler, und Vollkommenheiten, die mehr einem Fürsten zustehen, der sein Volk beglücken mögte. Das Bewußtseyn, daß sie so nach menschlicher Laune und Urtheilsweise mit einander verglichen und nach Würden geschätzt oder vorgezogen, geringer geachtet oder hintangesetzt wurden, hatte die gewöhnliche Wirkung, Eifersucht zwischen den Königen von England und Frankreich zu erregen; auch ermangelte es der gemeinschaftlichen Sache, für welche sie unter den Waffen waren, an Einfluß, um ihren gegenseitigen Groll zu ersticken.

Eine andere Veranlassung zum Mißvergnügen ward durch Richards heftige Gemüthsart bei dieser

berühmten Belagerung gegeben, die er nachher sattsam zu bereuen Gelegenheit finden mußte. Als die Stadt Acre übergeben worden, pflanzte Leopold, Herzog von Oestreich, kraft der ihm zuerkannten Wappenzier, sich das Verdienst des Ausgangs der Belagerung beimessend, sein Panier auf den Hauptthurm des Platzes. Das stolze Herz des Königs von England erglühete bei des Oestreichers Anmaaßung, und er befahl, das Banner herunter zu reißen und in den Stadtgraben zu werfen. Der Herzog fühlte den ihm angethanen Schimpf, untersagte es jedoch, irgend einen Groll blicken zu lassen, bevor Zeit und Umstände ihm Macht verleihen würden, die Schmach, wiewohl mit geringer Ehre für seine Genossentreue und Mannheit, zu rächen.

Diese mancherlei Kränkungen erzeugten Partheigeist im Feldlager und Kriegsrathe der Kreuzfahrer; so daß Richard sich an Guy von Lusignan anschloß und Philipp sich zu dem tapferem Konrad von Montferrat hielt, und zwischen Jenen und Diesen es manche Fehde und manchen Zank gab. Diese Spaltungen wurden so offenkundig, daß als Konrad durch die Dolche zweier vom Stamme derer fiel, die man „assassins," d. h. Meuchler nannte und welche Diener eines Scheiks oder Greises vom Gebirge waren, das Gerücht umlief, die That sey von Richard veranlaßt worden. Philipp stellte sich, als glaubte

er an eine Verklagung, die dem mannlichen, wiewohl heftigen Character seines Nebenbuhlers so durchaus unentsprechend war. Er wählte sich eine neue Leibwache, die mit eisernen Keulen bewaffnet war, und von welcher er seine Person Tag und Nacht umringt hielt. Auch ward kein Fremder vor ihn gelassen; Vorsichtsmaaßregeln, die allerdings auf einen für Löwenherz entwürdigenden Verdacht hindeuteten.

In welchen Absichten König Philipp ursprünglich auch den Kreuzzug unternommen haben mogte, so fand er es doch bald heraus, daß das Unternehmen von verderblicher und verzweifelter Natur war, und daß selbst der dürre Lorbeer, der zum Ersatze für in Palästina vergeudete Gesundheit, Reichthümer und Kriegerschaaren dienen müßte, größtentheils seinem Mitunternehmer zufallen würde, dessen riesiger Muth und unersättliche Gier nach Kriegsruhm den engländischen König weit tauglicher als ihn zu dem tollen Abentheuer, in welchem sie begriffen waren, und besser geeignet für die besondern Beschwerden machten, die sie zu ertragen hatten.

Der anmaaßende und eigensinnige Character des Königs von England begehrte auch durch größere Aufmerksamkeit und Rücksichten gesänftigt und mild erhalten zu werden, als ein Monarch wie Philipp *geneigt war,* einem Fürsten zu zollen, der in gewis-

sem Grade, nämlich insofern er ihm Huldigung für einen großen Theil seiner Besitzungen zu leisten hatte, als sein Untergebener angesehen werden mußte. Auch entging es dem Scharfblicke Philipps nicht, daß wenn er daheim von den Streitern und Schätzen, die er hier so leicht in fruchtlosem Betreiben des Kreuzzuges verlieren konnte, Gebrauch machte, er leicht im Stande seyn dürfte, die Gelegenheit zu ergreifen, der Krone von Frankreich die Lehen derjenigen hohen Vasallen zuzuwenden, die täglich im Kriege für das heilige Land fielen. Dazu konnte er seinen Abfall von der Theilnahme an diesem Kriege auf Gründen fußen lassen, welche ihm den Vortheil der Ausführung jenes Gedankens verhießen. Denn da er und Richard, die in gewisser Hinsicht gleichen Ranges waren, so schlimm zusammen stimmten, und durch ihre nebenbuhlerischen Ansprüche und widerstreitenden Meinungen, die Betrachtungen der Kreuzfahrer in die Irre führten, schien es, daß Philipp, wenn er von der Unternehmung abließ, eine Quelle des Mißvergnügens versiegen machte, die ein Haupthinderniß des glücklichen Erfolges des Zuges war. Aus diesen wirklichen oder nur vorgeschützten Gründen beschloß der König Philipp, Palästina zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren; und um die Vorwürfe derer zum Schweigen zu bringen, die ihn bezüchtigten, daß er von der Sache der Christen-

heit abziele, ließ er in Syrien eine starke und auserlesene Schaar von zehntausend Reisigen nebst fünfhundert geharnischten Männern zurück, um zu der Wiedereroberung des heiligen Grabes mitzuwirken.

Auch war es nothwendig, den Klagen Richards wenigstens nach Kräften Einhalt zu thun, indem dieser äußerte, daß der Hauptgrund von Philipps Rückkehr nach Hause, die Absicht wäre, gegen den engländischen Monarchen in der Normandie und in dessen übrigen französischen Landen Krieg zu führen. Um diesem schmählichen Argwohne zu entkommen, legte der König von Frankreich vor seiner Abreise nach Europa dem Könige Richard das Gelübde ab, keine einzige seiner Herrschaften anzugreifen, auch keinen der Vasallen desselben aus seinem Besitzthum zu treiben, so lange Richard Löwenherz bei dem Kreuzheere weilen würde. Jedoch als Philipp auf der Heimkehr durch Rom zog, lag ihm nichts mehr am Herzen, als den regierenden Papst Cölestin den Dritten zu vermögen, ihn von dem Eide loszusprechen, den er zu dem erwähnten Zwecke in Richards Hand abgelegt hatte.

Philipp, dessen erste Gemahlin während seiner Abwesenheit in Palästina mit Tode abgegangen war, hatte, so wie er in seine Heimath zurückkehrte, nichts Eiligeres zu thun, als zu einer zweiten Ehe mit der Prinzessin Ingerberga, der Schwester des Königs

Kanut von Dänemark zu schreiten. Mit dieser Prinzessin gedachte er, eine Uebertragung all derer Rechte zu erlangen, die ihrer Familie, welche von dem berühmten Kanut, dem Großen, Könige von England abstammte, zustanden, und dadurch einen Vorwand zu erhalten, in England einzufallen, als ob der Thron dieses Königreiches von der Dynastie Anjou mit Unrecht in Besitz genommen worden wäre. Allein der dänische Monarch hatte nicht Lust, seine Ansprüche zu dem Zwecke zu übertragen, dem französischen Könige Gelegenheit zu geben, Kanuts Waffenbruder anzufeinden, während derselbe in einem heiligen Kriege, dem sie beide sich geweiht hatten, begriffen war. Durch diese Weigerung scheiterten die Pläne Philipps.

Der König von Frankreich, dessen Name durch dieses Verfahren weder das Epitheton des „Allerchristlichsten," welches den Monarchen aus seinem Stamme beigelegt worden ist, noch das eines „Augustus" verdient, das er erhielt, um ihn vor den übrigen französischen Königen, die Philipp hießen, auszuzeichnen, suchte einen neuen und herabwürdigenden Weg, um seinen Feind zu schlagen. Er schloß ein vestes Bündniß mit Johann, dem Bruder Richards und dem jüngsten Sohne Heinrichs des Zweiten. Dieser Prinz, einer der schlechtesten Menschen, durch welche jene schlimmen Zeiten heimgesucht wurden,

ward eben so leicht vermogt, Anstrengungen zur Usurpation der Besitzthümer seines edelherzigen Bruders zu machen, als er vor dem bereit gewesen war, gegen seinen nachsichtigen Vater zu rebelliren, und scheint gern darein gewilligt zu haben, daß Philipp nach Gefallen mit Richards Staaten in Frankreich verführe, sobald nur er selbst seinen Antheil von der Beute bekäme.

Während seine europäischen Herrschaften auf solche Weise einem undankbaren Bruder und einem treulosen Bundesgenossen blosgestellt waren, wetteiferte Richard im heiligen Lande mit den erdichteten Thaten der Romanenritter. Er eroberte Cäsarea und Jaffa, trieb Saladin in eilftägigem Kampfe vor sich hin, trotzte mit einer Handvoll Mannschaft ganzen Kriegerschaaren und rief für seine eigene Person ganze Schlachtreihen von Tausenden, unter denen kein Einziger ihm zu begegnen hervorzutreten wagte, zum Kampfe auf. Er drang vor bis Jerusalem, weigerte sich jedoch das heilige Grab zu beschauen, welches durch Schlacht zu gewinnen er sich nicht stark genug fühlte. Inmitten dieser von ihm verrichteten Wunder ward Richard durch die Kunde von den Ränken Johanns und Philipps zurückberufen. Hastig schiffte er sich ein, nachdem er hurtig einen Frieden mit Saladin geschlossen, und im Morgenlande einen Namen zurückgelassen hatte, mit wel-

chem noch lange Zeit nachher die Saracenen ein stätiges Pferd anzureden pflegten, indem sie fragten, ob es dächte, der Busch am Wege sey König Richard, weil es sich vor demselben bäumte!

Richards Einschiffung war der Anfang einer Reihe von Drangsalen, welche dem Könige von Frankreich Zeit gewährten, seine hinterlistigen Pläne zu ordnen. Der König von England litt Schiffbruch an der Küste von Dalmatien und ward durch Verrath in die Hände eben jenes Herzogs von Oestreich geliefert, den er durch Herunterreißen der Standarte desselben zu Acre beleidigt hatte. Schändlich genug benutzte Leopold die Gelegenheit zur Rache, die ein Unfall ihn darbot, und warf den unglücklichen Fürsten in einen Kerker, indem er ihn vieler Verbrechen beschuldigte, die derselbe in Palästina begangen haben sollte. Das Gefängniß Richards Löwenherz ward für eine Zeitlang geheim gehalten, und die Geschichte, wie dasselbe aufgefunden ward, ist, obwohl bekannt genug, dennoch des Erwähnens werth.

Es lag nicht so in Richards wie in Philipps seines Nebenbuhlers Gemüth, ein Verächter der Musik und des Sanges zu seyn. Im Gegentheile war er ein Verehrer dessen, was zu jener Zeit „die fröhliche Kunst" hieß und übte oft selbst Saitenspiel und Liedersang. Blondel de Nesle, ein Lieblings-

Minnesänger, der den König begleitet hatte, widmete sich der traurigsüßen Pflicht, den Ort der Verhaftung Richards aufzufinden. Umsonst wanderte Blondel von Schloß zu Palaste, bis er erfuhr, daß eine starke und fast unersteigbare Veste an der Donau mit besonderer Strenge bewacht würde, als enthielt sie einen Staatsgefangenen von Auszeichnung. Der Minnesänger nahm seine Harfe, und indem er sich der Veste, so weit er es durfte, näherte, kam er den Mauern derselben so nahe, daß er hörte, wie der betrübte Gefangene sich die Leiden seiner Kerkerhaft durch Musik milderte. Blondel griff in seine Harfe; der Gefangene horchte und ward still. Nun spielte der Meistersänger den ersten Theil einer Melodei oder eines Liedes, das dem Gefangenen bekannt war, der sofort den zweiten Theil spielte; so daß der getreue Diener gewiß ward, der Bewohner sey niemand anders, als sein königlicher Gebieter. Es ist ungewiß, ob Blondel es war, der dem Kaiser von Richards Einkerkerung Kunde brachte, genug der Kaiser erhielt solche Kunde, und zwang den Herzog, ihm den Gefangenen herauszugeben. Der Kaiser, der ein rauher, ungroßmüthiger Mann war, scheint nur dabei erwogen zu haben, wie viel Geld er dadurch erpressen könnte, daß er in seiner Gewalt einen der reichsten und mächtigsten Monarchen der Christenheit hatte, dessen Einkerkerung kein anderer Grund

unterlag, als daß er vom Mißgeschick an jene Küste geworfen worden war. Als Philipp von Richards Kerkerhaft in Deutschland hörte, bot er, wie man erzählt, eine Summe Geldes, wenn der Kaiser den Löwenherz ihm ausliefern wollte. Vielleicht hielt der Kaiser es für zu schimpflich, solche Auslieferung zu bewerkstelligen; jedoch obwohl er sich eines so entehrenden Vertrages weigerte, unterließ er doch nicht, für eine Zeitlang mancherlei wichtigscheinenden Gründen, die Philipp zu fernerer strenger Gefangenhaltung seines ehemaligen Waffenbruders vorbrachte, ein geneigtes Ohr zu leihen.

Mittlerweile schloß der eigensüchtige König von Frankreich ein neues Bündniß mit dem Prinzen Johann, in Folge dessen der unnatürliche Bruder alles that was in seiner Macht stand, um ein Anrecht an die Krone von England geltend zu machen, während Richards französische Besitzthümer in der Normandie und an anderen Orten dem Könige Philipp zufallen sollten; und damit keine Form verletzt werden mögte, entsendete der französische König einen Herold an Richard, um dem, der in strenger Kerkerhaft saß, den Krieg anzukündigen. Die Formen öffentlicher Treue werden selten mit solcher strengen Genauigkeit beobachtet, als wenn sie der Ausführung desjenigen zum Mantel dienen sollen, was in der That schreiende Ungerechtigkeit ist. Demzufolge, als Phi-

lipp diese unnöthige und lächerliche Förmlichkeit der Herausforderung gegen einen wehrlosen Gefangenen dargelegt hatte, griff er unter allerlei Vorwande die Gränzen der Normandie an und machte Eroberungen daselbst, von denen er Städte an seinen Bundesgenossen Johann verlieh, und andere, wie es ihm gefiel, für sich behielt. Dabei gab er denen von seinen Edeln, die eine Abneigung gegen dergleichen ungerechtes Verfahren hegten, oder erheuchelten, zu verstehen, daß er Richard nicht im Eidbruche, sondern in Folge älterer Ursachen zum Zwiste, Betreffs seiner Schwester Erbantheil, angriffe. Während Philipp beschäftigt war, seinen kaiserlichen Beinamen durch ein Raubsystem, das dem eines römischen Dictators glich, zu bethätigen, empfing er plötzlich Kunde, daß die große Lösungssumme, die des Kaisers Geiz auf die Freilassung Richards endlich gesetzt hatte, durch die Treue der Unterthanen des engländischen Königs aufgetrieben und ausgezahlt worden war. Er theilte diese beunruhigende Nachricht seinem Genossen Johann in den ausdrucksvollen Worten mit: „Habt Acht auf Euch; der Teufel ist los!“

Philipp wußte, daß kein Innehalten in seinem ehrsüchtigen Vorhaben ihn jetzt, wo der gefangene Löwe die Freiheit wieder erlangt hatte, vor Richards schwerer Ahndung schützen würde. Deswegen machte er nicht im geringsten Miene, seine Feindseligkeit

zu verhehlen; offenbar überfiel er die Normandie und belagerte Verneuil. Allein die Scene begann Betreffs seines unnatürlichen Bundesgenossen zu wechseln.

Richards unerwartete Ankunft in England hatte die verrätherischen Pläne des treulosen Johann gänzlich vereitelt. Jener gottlose Prinz sah kein anderes Mittel mehr zu seiner Sicherheit, als irgend einen entscheidenden Schritt zu thun, der da zeigen könnte, daß er sich vom Könige Philipp losgesagt hätte, um sich gänzlich der Gnade seines Bruders zu überliefern. Die That, wodurch er diese Absichten zu beweisen gedacht, war fürchterlich characteristisch. Er ladete auf das Schloß Evreux, welches Philipp ihm verliehen hatte, diejenigen normännischen Hauptleute, die den Plänen des französischen Königs am eifrigsten anhingen, und sonder Zweifel deshalb mit Johann selbst Rücksprache über die Anschläge gehalten hatten, nach welchen sie Richard plündern wollten. Als er diese Männer gastlich bewillkommt und königlich bewirthet hatte, ließ er sie überfallen, greifen und ermorden, als sie solcher Unthat nicht gewärtig und des Widerstandes unfähig waren. Dann ließ er ihnen, dreihundert an der Zahl, die Köpfe abschneiden und auf Piken gepflanzt, eine blutige Kranzeinfassung, rings um das Schloß herum, aufstecken. Durch diese treulose und grausame That wähnte Johann alle Verträge mit Philipp, seinem

Aufwiegler in seiner Rebellion gegen Richard Löwenherz, gebrochen zu haben. Allein Philipp rächte diesen Doppelverrath nach Verdienst. Hastig zog er gen Evreux, überfiel Johanns englåndische Besatzung, ließ sie über die Klinge springen und legte die Stadt, als den Schauplatz scheußlicher Verrätherei, in Asche. Richard rückte gegenseitig vor, und errang etliche Vortheile, bei welcher Gelegenheit ihm die ganze Kanzlei des französischen Königs in die Hände fiel. Jedoch Richard war zu sehr geschwächt durch die Rebellion seiner Vasallen und durch die Verarmung seines Landes, um den Krieg so schnell betreiben zu können, als die Umstände es erforderten. Deswegen folgte Waffenstillstand auf Waffenstillstand, der so schnell gebrochen wie geschlossen ward, bis endlich beide Fürsten durch einen päpstlichen Legaten dahin gebracht wurden, auf einen vesten und dauernden Frieden zu denken. Doch bevor derselbe geschlossen ward, kostete i. J. 1199 eine kleinliche Fehde dem Könige Richard Löwenherz das Leben, das er in so vielen Treffen von ungleich höherer Bedeutung gewagt hette. Einer seiner Vasallen hatte auf seinem Grund und Boden einen Schatz in der Erde gefunden. Richard verlangte die Auslieferung desselben, indem dergleichen Auffindungen so angesehen wurden, als gebührte ein Theil davon dem Lehensherrn. Dem Gebote ward nicht Folge

geleistet, und der König eilte, die Burg des Vasallen, ein unbedeutendes Schloß, zu belagern. Bald war dies der Uebergabe nahe, doch ein Bogenschütz zielte von der Mauer herab und verwundete den Richard Löwenherz bis zum Tode. Das Schloß ging über, ehe noch der König an der Wunde gestorben war. Richard befahl, den unglücklichen Schützen vorzuführen, und fragte ihn, warum er ihm so ernstlich nach dem Leben getrachtet hätte? „Ihr erschlugt," versetzte der Bogenschütz, dessen Name Bertram de Gurdun war, meinen Vater und meinen Bruder und trachtetet auch mir nach dem Leben; hatte ich nicht Ursache Euch dadurch zuvorzukommen, daß ich wo möglich Euch tödtete?" Der sterbende König gab ihm Recht in seinem Thun und seiner Rede, verzieh ihm und befahl großmüthig, daß man ihn ungekränkt ziehen lassen sollte. Allein Richard lag im Sterben, als er diesen Befehl ertheilte, und sterbender Monarchen Anordnungen wird nicht immer nachgelebt. Der Hauptmann einer Schaar von Richards Söldlingen ließ den Schützen Bertram de Gurdun lebendig schinden, welche Todesart ihm und seinen rohen Genossen die grausamste dünkte, womit der Tod ihres Monarchen zu bestrafen wäre.

Löwenherzens Nachfolger auf dem Throne war der Tyrann Johann. Es giebt nicht viele Schattenrisse in der Geschichte, welche weniger verführende

10 *

Eigenschaften an sich trugen. Johann war ein schlechter Vater, ein schlechter Bruder, ein schlechter Regent und ein schlechter Mensch; doch ward er zur Thronfolge vorgezogen, obschon Arthur von Bretagne, der Sohn des verstorbenen Gottfrieds, des unmittelbar nach Richard folgenden Bruders lebte. Arthurs Anrecht an den Thron, das von seines Vaters älterem Bruder herrührte und dennoch an den jüngerem Bruder desselben, nämlich an Johann, gekommen war, würde jetzt vollkommen wohl erkannt und dem seines Oheims vorgezogen werden; allein zur Zeit des Königs Johann ging das Recht eines Bruders oftmals dem des Neffen voran, da man der Meinung lebte, daß der jüngere Bruder dem Gestorbenen um einen Grad näher wäre, als der Sohn des älteren Bruders. Allein deßungeachtet, daß Johann König von England und Herzog von der Normandie ward, herrschte doch großes Mißvergnügen darüber in seinen französischen Besitzungen, als in Anjou, Maine und anderen Provinzen, wo die Edlen und Ritter gern die Herrschaft des jungen Prinzen Arthur der seines Oheims vorgezogen hätten.

Philipp, König von Frankreich, dessen Laufbahn des Ehrgeizes durch die Rückkehr und den furchtbaren Widerstand Königs Richard verrammelt worden war, sah jetzt den Augenblick vorher, wo er mit Sicherheit und unter Zustimmung der Vasallen selbst

sein Werk wieder vornehmen konnte, das große Lehen der Normandie, das Robert I oder Rollo erhielt, zusammt den Landen, die der verstorbene Heinrich II von England durch seine Vermählung mit Eleonoren, der von Ludwig dem Jüngeren geschiedenen. und ihm vermählten Gattin im Besitz gehabt hatte, wieder unter die unmittelbare Botmäßigkeit der Krone von Frankreich zu bringen. Der Character wie das Benehmen Johanns waren so unbeliebt, daß geringer Zweifel obwaltete, ob die Barone und Vasallen der in Frankreich belegenen engländischen Provinzen, die es für schimpflich hätten halten mögen, von Richards Banner, besonders während der Gefangenschaft Löwenherzens, zu weichen, jetzt ihre Lehenstreue willig von dem wollüstigen Tyrannen, der Richards Nachfolger in England ward, auf ihren höheren Oberherrn Philipp zu übertragen. Allein obschon dies eine so günstige wie wichtige Krisis für die Erweiterung der Machtgewalt Frankreichs war, so wurde Philipp doch durch etliche häusliche Mißverhältnisse verhindert, die Saat zu ärnten, die gereift vor ihm da lag. Vorfälle erläutern die Sitten des Jahrhunderts, und sind daher Deiner Aufmerksamkeit werth.

Gleich vielen anderen sonst hochbegabten Männern war Philipp sehr den Frauen zugethan, und opferte bisweilen seine Staatsklugheit seinem Vergnügen auf. Er verlor seine erste Gemahlin im

einem Zwillingskindbette, und nahm, wie wir schon andeuteten, die Prinzessin Ingerberga von Dänemark, in der Absicht, als einen Theil ihrer Morgengabe die Abtretung des Anspruches der Abkömmlinge Kanuts des Großen an den Thron von England und dadurch einen Vorwand zu erlangen, die Erben Wilhelms des Eroberers, die jetzt im Besitze jenes Königreiches waren, zu verdrängen, zur zweiten Gattin. Seine Vermählung fand Statt; jedoch getäuscht in seiner eigentlichen Absicht, oder unzufrieden mit der Person seiner neuen Gemahlin, beschloß er, die Ehe aufzuheben und schickte die dänische Prinzessin in ein Kloster, bevor sie noch zwei Tage in seinem Palaste zugebracht hatte. Philipp's Abneigung gegen die unglückliche Ingerberga war so groß, daß die Einfalt der Zeit argwohnte, ein so plötzlicher und gewaltiger Widerwille könnte nur durch die Wirkung der Zauberei entstanden seyn — als ob irgend ein Zauber so mächtig wirken könnte, wie die Laune eines eigensinnigen Despoten! Mit eben solchem unzurechtfertigendem Wankelmuthe bediente Philipp sich der fügsameren Prälaten an seinem Hofe, einen Grund zur Scheidung aufzufinden, der sich denn auch leicht in allzunaher Blutsverwandtschaft der beiden Vermählten finden ließ. Zu Förderung der Klage ward ein Stammbaum entworfen, in Folge dessen ein gefälliges Concilium französischer

Bischöfe den Spruch der Scheidung zwischen Philipp und Ingerberga drei Jahre nach deren Vermählung fallen ließ.

Der König schritt hierauf, i. J. 1172 zu einer dritten Ehe mit Agnes de Merania, einer Tochter des Herzogs von Dalmatien. Der König von Dänemark machte Vorstellungen in Rom, wo seine Klagen geneigtes Gehör fanden, und verlangte Genugthuung für die Schmach und Beleidigung, die seiner unschuldigen Tochter zugefügt worden war. Der päpstliche Legat, der diesen wichtigen Fall in Erwägung gezogen hatte, erklärte förmlich, daß die Ehe mit Ingerberga bindend bliebe, und ermahnte den König, die Nebenbuhlerin Agnes als Person wegzuschaffen, mit der er nicht in gesetzlichem Bündnisse leben könnte. Da Philipp starrsinnig und unbußfertig blieb, belegte der Papst sein Königreich mit dem Bann, welcher, so lange derselbe währte, die Ausübung des Gottesdienstes, die Austheilung des Sacramentes, die Todtenmessen und Tauf- und Eheeinsegnungen untersagte, wodurch allerdings in einem Lande, wo dergleichen gottesdienstliche Handlungen aufgehoben, große Verwirrung angerichtet wurden, indem dadurch auch aller bürgerlicher Geschäftsgang unterbrochen ward. Philipp, wüthend über die Beharrlichkeit des Papstes, rächte sich an der Geistlichkeit. Er nahm ihre weltlichen Besitzthümer [illegible]

kerkerte die Canonici der Kathedralkirchen ein, und legte allen Mönchen eine lastende Steuer auf, wodurch er so große Söldnerschaaren unterhielt, daß es seinen Vasallen unmöglich ward, sich ihm zu widersetzen. Als er es endlich zu schwierig fand, in diesem Zustande der Gewaltthätigkeit zu verharren, beugte Philipp sich vor dem Papste, indem er sich willig fand, sich der Kirche gehorsam zu erweisen, falls seine Heiligkeit sich herablassen wollte, die fragliche Sache der Ehescheidung nochmals zu untersuchen. Demzufolge ward eine Kirchenberathung zu Soissons wegen Wiederuntersuchung einer höchst einfachen Sache angesetzt. Funfzehn Tage brachte das geistliche Collegium bei diesen subtilen Verhandlungen zu, die der Gerechtigkeit eher zur Verwirrung als zur Erleuchtung dienten, als plötzlich ein junger und unbekannter Sprecher auf die Seite der geschiedenen Königin trat, und mit solcher entscheidenden Kraft der Wahrheit für sie das Wort führte, daß die gottesfürchtigen Herren nicht anders glaubten, als sie vernähmen die Stimme eines Engels. Der König selbst sah ein, daß seine Sache keiner Vertheidigung fähig wäre, und beschloß, die dänische Prinzessin wieder zu sich zu nehmen, als thäte er es aus eigenem Antriebe, bevor er durch ein Decret des Kirchenrathes dazu gezwungen würde. Hingeworfen sagte er daher zu dem Legaten, daß er die Ange-

legenheit mit seinen Frauen selbst abmachen würde. Das that er denn auch ohne viele Umstände, indem er unverzüglich zu dem Kloster ritt, wo die verstoßene Ingerberga lebte, sie hinter sich auf sein Roß nahm und in diesem Aufzuge mit ihr nach Paris ritt, wo er sie öffentlich für seine gesetzliche Gemahlin erkannte. Mit derselben pflichtgemäßen Geduld, womit sie ihre Tage im Kloster zubrachte, kehrte Ingerberga zur Welt zurück und lebte und starb tadellos, wenn auch nicht geliebt. Agnes von Merania's Schicksal war trauriger. Sie starb an Bekümmerniß des Herzens, als sie sich von dem Range einer königlichen Gattin zu dem einer Concubine herabgewürdigt sah.

Durch eine auf so einfache Weise zu Stande gebrachte Uebereinkunft erlangte Philipp den Vortheil, aus dem Stande eines mit Bann und Interdict belegten Fürsten, in den eines ächten und rechten Monarchen sich versetzt zu wissen, der mit Recht die Klagen der Kirche so wie von Personen von geringeren Standes gegen seinen Vasallen Johann, wegen gewisser Gräuel zu vernehmen hatte, die ihrem Character nach nicht fern von denen waren, um derentwillen Philipp kürzlich mit dem Kirchenbanne belegt gewesen war.

Johann, dessen gesammte Machtanwendung nur darin bestand, seinen Lüsten zu leben, hatte während

einer Streiferei in Guienne sich in die Reize Isabellens, der schönen Tochter des Grafen von Angoulème verliebt. Diese junge Schöne war mit Hugo le Brun, Grafen de la Marche verlobt und ihrem Bräutigam übergeben worden. Allein Johann, der durchaus nicht gewohnt war, seine Leidenschaften zu zügeln, ließ sich verleiten, sein Weib, mit welchem er seit zehn Jahren verehelicht war, zu verbannen und durch Verlockung der Ehrbegier Aimar's, Grafen von Angoulème diesen dahin zu vermögen, statt eines schlichten Grafen, lieber einen König zum Eidam anzunehmen. Dies vorschnelle und übereilte Verfahren ward vielem Tadel unterworfen. Der Graf de la Marche, seiner verlobten Braut beraubt und begierig nach Rache über eine so schmähliche Beleidigung, brach mit seinem Bruder dem Grafen von Eu und anderen Verbündeten zu Guienne in offene Rebellion aus. Johann, unruhig wegen der Folgen, denn er wußte recht wohl, wie unbeliebt er war, berief seine engländischen Vasallen, um die Insurrection zu dämpfen, bevor sie sich weiter ausbreitete. Allein obgleich die engländischen Barone selten gezögert hatten, ihren Königen nach Frankreich, als in ein Land zu folgen, wo sie gewohnt waren, Reichthum und Schlachtenruhm zu erwerben, so machte es doch keinen Theil ihrer Lehenspflicht aus, dem Könige außerhalb der Gränzen des Landes zu

dienen, sobald sie nicht Lust dazu hatten. Da ihnen die vorliegende Sache des Königs zuwider war, gehorchten die engländischen Barone nur langsam dem Aufrufe Johann's. Der König von England brachte also ein zu kleines Heer zusammen, um die ungetheilte Unterwerfung seiner aufrührerischen Adeligen erzwingen zu können, und während er einen schleppenden Krieg gegen die Mißvergnügten führte, gewann der Aufruhr neue und furchtbare Theilnehmer.

Arthur, der Sohn Gottfried's und Neffe Johanns, begann jetzt, sich zu beklagen, daß ihm aus dem Nachlasse seines Oheims Richard nur das Herzogthum Bretagne zugefallen wäre; welches um so ungerechter war, da Richard, als er in das heilige Land zog, Gottfried, dessen rechtmäßiger Sohn und Erbe Arthur war, zum Erben aller seiner französischen Besitzungen eingesetzt hatte. Erzürnt über diese Beeinträchtigung, unterhielt der junge Herzog, der kaum sechszehn Jahre zählte, einen geheimen Briefwechsel mit den mißvergnügten Edlen in Guienne, und die ganze Verschwörung ward offenkundig, als Philipp in der Würde eines Lehensherrn auf das Recht Anspruch machte, zwischen Johann und seinen mißvergnügten Vasallen der Schiedsrichter zu seyn und sich demnach zum Beschützer der Insurgenten in Guienne und zum Vertreter der Rechte Arthurs erklärte. Beide Nationen griffen zu den Waffen und

beide Partheien jede durch eine ehrgeizige Frau von heftiger Gemüthsart zu flammendem Streite gereizt. Constanze, die Mutter Arthurs und Wittwe seines verstorbenen Vaters Gottfrieds, stachelte ihren Sohn zum Kriege gegen seinen Oheim Johann, so sehr sie es nur vermogte, und andrerseits war die noch immer am Leben befindliche verwittwete Königin Eleonore, jene berühmte Erbin, die als von Ludwig dem Jüngeren Geschiedene, die Besitzung Aquitanien Heinrich dem Zweiten zubrachte, heftig zu Gunsten Königs Johann gesinnt, den sie mehr als ihre anderen Söhne liebte, weil er an Gemüthsart ihr ähnlicher als seine Brüder war. Diese beiden hochfahrenden und zornmüthigen Frauen hegten persönlichen Groll gegen einander, und entflammten den Krieg durch weiblichen Haß und weibliche Schmähungen. Englands großer dramatischer Dichter Shakspeare hat ihr Gezänk dadurch unsterblich gemacht, daß er es in die Fabel seines gefeierten Schauspiels betitelt „König Johann" verwob.

Im Jahre 1202 begannen die Feindseligkeiten. Der junge Arthur zog im westlichen Frankreich mit zweihundert Rittern zu Felde und errang einige Vortheile, erlitt jedoch bei folgender Gelegenheit, so weit es ihn persönlich betraf, ein schmerzliches und unheilbares Leid. Als er auf seinem Marsche durch Poitou Kunde erhielt, die verwittwete Königin

Eleonora, seine und seiner Mutter persönliche Feindin, residire in dem nahe gelegenen Schlosse Mirabel, eilte Arthur zur Vertilgung desselben und zur Gefangennehmung Eleonorens. Die Veste ward kräftig vertheidigt, doch endlich gewannen die Belagerer den Vorhof und waren nahe daran den großen Thurm, also das ganze Schloß in ihre Gewalt zu bekommen. Da veränderte die Ankunft des Königs Johann die Scene. Johann war mit ungleich zahlreicherer Mannschaft als sein Neffe bei sich hatte und die hauptsächlich aus Söldnern bestand, nicht weit gewesen. Arthur stürmte mit seiner kleinen Schaar den unerwarteten Feinden entgegen, ward jedoch gänzlich aus dem Felde geschlagen und nach Schloß Mirabel zurückgetrieben, wo alle seine Mitkämpfer erschlagen oder gefangen genommen wurden. Arthur selbst, der Graf de la Marche und zweihundert Ritter befanden sich unter den Letzteren; und hätte Johann einen entscheidenden Sieg mit Menschlichkeit und Mäßigung zu benutzen verstanden, so mögte er jetzt wohl seine französischen Herrschaften gerettet haben und einer langen und ununterbrochenen Kette wohl verdienter Unglücksfälle entgangen seyn. Allein weder Menschlichkeit noch Mäßigung waren seinem Character eigen; und es mag bemerkt werden, daß es keinen sicherern Weg zum Unglücke giebt als einen gemißbrauchten Glückswechsel.

Das Schicksal der in diesem Scharmützel bei Schloß Mirabel gemachten Gefangenen war scheuslich grausam. Arthurs Geschick ist nie genau bekannt worden; allein alle Schriftsteller stimmen dahin überein, daß er zu Rouen durch seinen neidischen Oheim Johann, ja, wie Etliche behaupten, in dessen Gegenwart, oder wie gar Andere wissen wollen, von dessen eigener Hand um's Leben kam. Fünf und zwanzig der Edelsten und Tapfersten aus dem Gefolge Arthurs wurden auf Schloß Corfe dem Hungertode preisgegeben.

Aller Menschen Gemüther empörten sich gegen den Urheber dieses schmachvollen Mißbrauches eines errungenen Sieges. Die Barone von Bretagne verklagten Johann vor Philipps Throne, wegen des Verbrechens, ihren Herzog und seinen eigenen Neffen in der Person des unglücklichen Arthur ermordet zu haben. Da der König nicht erschien, um auf ihre Klage zu antworten, ward er der Felonie und des Verrathes schuldig erklärt, und seine Staaten der Normandie fielen als verwirkt an seinen Lehensherrn, den König von Frankreich zurück. So war die Krisis eingetreten, welche dieser so lange Zeit hindurch ersehnt hatte. Ueber die ausgedehnten Besitzungen, die so viele Jahre lang von weisen, kriegsliebenden und mächtigen Fürsten behauptet worden waren, gebot in der Person Königs Johann ein

Mann, der durch Tyrannei und Unmenschlichkeit si=cher seyn konnte, dem Urtheilsspruche der Verwir=kung anheim zu fallen, da er überdies aus Feigheit und Seelenschlaf unfähig war, sich durch entschlos=sene Gegenwehr vor so bösen Folgen zu retten. Als demnach Philipp an der Spitze seines Heeres anfing, den Verwirkungsspruch zu vollziehen, oder deutli=cher gesagt, als er die Normandie für sich in Be=sitz nahm, war es erstaunend zu sehen, wie schnell das Gebäude der Lehensgewalt, welches durch die Einsicht Wilhelms des Eroberers und dessen Sohns und Enkels, der beiden ersten Heinriche, aufgerich=tet und noch kürzlich durch den Eisenarm Richards Löwenherz vertheidigt worden war, sich auflösete, nachdem es unter der Botmäßigkeit des eigensüch=tigen, trägen und unentschlossenen Johanns stand. Unterstützt von den zahlreichen Baronen, die miß=vergnügt über König Johann waren, zog Philipp durch die Normandie, zwang die Vesten nach Ge=fallen und unterwarf das Land seiner Obergewalt. Nimmer versuchte Johann seinen Feinden im Felde zu begegnen, sondern weilte Tag auf Tag ab in Saus und Braus zu Rouen, indem er, wie es schien, von einer Geisteszerrüttung ergriffen worden war, die seinen Muth und seine Thätigkeit so herab=brachte, daß er, als er nach Ablauf des Jahres den Sturm des Krieges so nahe vernahm, um der

durch aus dem Schlummer geweckt werden zu können, nach England entfloh und das Herzogthum der Normandie seinem Schicksale überließ. Dies zögerte denn auch nicht, sich zu erfüllen, denn ohne sonderliche Anstrengung und unter Zustimmung der Lande, deren Einwohner nicht vergessen hatten, daß sie ursprünglich einen Theil des französischen Reiches ausmachten, wurden, etliche wenige Plätze ausgenommen, die dem engländischen Monarchen treu blieben, die Normandie, Anjou, Poitou und Maine wieder mit der Krone von Frankreich vereinigt. Rouen selbst, die Hauptstadt der Normandie, mußte, da sie sich auf sich selbst angewiesen sah, ergeben, und ward nochmals, und zwar dreihundert Jahre nachdem sie von Rollo dem Normannen sich erobert sah, wieder das Eigenthum der Könige von Frankreich.

Der schwachsinnige Johann schob die Schuld des Verlustes so vieler schöner Besitzungen auf den Abfall der engländischen Barone, die ihm nicht zur Vertheidigung seiner normännischen Besitzungen nach Frankreich hatten folgen wollen. Mehr als Einmal berief er seine Vasallen, als ob er den Vorsatz hegte, die eingebüßten Lande zu überfallen; doch der Zug ward stets aufgeschoben und zwar unter dem Vorwande, daß die Schaaren nicht vollzählig wären, bis man endlich männiglich zu der Ueberzeugung

gelangte, daß die Ausrüstungen nichts weiter beabsichtigten, als einen Vorwand herzuleihen, denjenigen Vasallen, die des königlichen Aufrufes nicht achteten, Geldbußen aufzulegen. Ein einziger schwacher Versuch, mit einer Armee über das Meer zu schiffen, diente nur die Einfalt des engländischen Heerführers hervorzuheben; denn indem der ausgeartete Johann sich vor König Philipp zurückzog und dem ihm angebotenen Treffen auswich, bewies er nur seine persönliche Feigheit und Unwissenheit als Befehlshaber. So vereinigte, fast ohne allen Widerstand, König Philipp mit dem französischen Reiche jene Provinzen, die von dem Königsstaate, von welchem sie einen natürlichen Theil bildeten, so lange getrennt gewesen waren. Der Erfolg war so der heilsamste, wie der glänzendste seiner Regierung, und muß als Hauptursache angesehen werden, weshalb Philipp den schmeichelhaften Beinamen „Augustus" erhielt.

Die außerordentliche Indolenz und Geistesschwäche Johanns ermuthigte den König von Frankreich, der während seiner ganzen Regierung eine hohe Gabe von Ehrgeiz und Staatsklugheit blicken ließ, seine Absichten sogar auf Länder außerhalb der Gränzen der französischen Besitzungen des engländischen Herrschers zu richten; und da dieser ihm durch Unthätigkeit und Unpolitik Gelegenheit dazu bot, so

beschloß er den Versuch einer zweiten Eroberung Englands zu einer Zeit, wo die Krone dieses Landes auf einem so unwürdigen Haupte ruhete. Der glückliche Erfolg Wilhelms des Eroberers unter viel minder günstigen Umständen forderte sonder Zweifel als ermunterndes Beispiel auf. Irgend ein Vorwand oder Schein von Gerechtigkeit war allerdings zu solchem Ueberfalle nothwendig; denn England war kein Lehen Frankreichs, wie es die Normandie oder Anjou war; auch hatte König Philipp kein Recht jenes Königreich wie letztere Provinzen für verwirkt zu erklären, wie schwer auch die Missethaten des tyrannischen Monarchen desselben seyn mogten. Allein es war Johanns Unglück oder Mißbetragen, seine Angelegenheiten so zu betreiben, daß er nicht nur dem Könige Philipp, sondern jeglichem christlichen Herrscher in Europa volles Recht verlieh, ihm Krieg zu erregen und ihn seines engländischen Reiches zu entsetzen, da die Kirche von Rom, welche sich derzeit das Privilegium anmaaßte, Monarchen ein- und abzusetzen, solches Thun bestätigt haben würde. Der unüberlegte König von England bereitete sich diese Gefahr selbst durch einen Streit, den er mit dem Papste führte, welcher Letztere zu jeder Zeit ein furchtbarer Gegner, doch dem so allgemein verabscheuten Johann vollends ein unwiderstehlicher Feind war.

Dieser in seinen Folgen so merkwürdige Zwist entstand folgendermaaßen:

Im Jahre 1205 ward das Recht einen Erzbischof von Canterbury zu wählen, zwischen den Mönchen der Kathedrale, die ihren eigenen Prior, Namens Reinhard, ernannten und dem Könige, nebst den Prälaten der Provinz strittig, welche die Wahl auf den Bischof von Norwich fallen ließen. Beide Partheien appellirten an den Papst, der sofort den Streit unter seine Flügel in der Absicht nahm, denselben dahin zu lenken, daß der Ausgang die unbegränzte Macht vergrößern mögte, welche über das Christenthum auszuüben er sich anmaaßte. Zuvörderst entschied der Pontifex, daß das Recht zur Wahl eines Erzbischofs ausschließlich den Mönchen zustände. Dann gab er den Spruch, daß beide Wahlen nichtig wären, und schritt dazu, den wichtigen erledigten Platz durch eine seiner Creaturen auszufüllen, befahl den Mönchen von Canterbury, die nach Rom gekommen waren, um die Gültigkeit der zurückgewiesenen Wahl zu bitten, eine neue Wahl zu treffen, und deutete ihnen dabei an, daß Stephan Langton derjenige wäre, den sie zu erwählen hätten. Die Mönche bewiesen das Regellose in solcher Wahl und wendeten ihre Gelübde vor, die ihnen untersagten, dergleichem gesetzwidrigen Verfahren nachzugehen. Der Papst setzte ihren Ein-

würfen seine allgebietende Gewalt entgegen. Er beseitigte das Regellose durch seine päpstliche Autorität, machte die Eide der Mönche ungültig und zwang Letztere, bei Strafe des höchsten Tadels der Kirche, seiner Weisung gemäß zu verfahren. Johann, der nur muthig war, wenn der Widerstand fern blieb, machte Vorstellungen gegen den Papst Innocenz über einen so unredlichen Versuch, einen Primas von England zu ernennen. Der Papst erwiderte darauf mit gleicher Hitze und forderte den König auf, sich der oberbischöflichen Autorität, vor welcher sich jedes Knie zu beugen hätte, zu fügen. Als dessenungeachtet der König von England aufsätzig blieb, wurden dessen sämmtliche Staaten von dem Papste mit dem Bann belegt, dessen Beschaffenheit Dir schon erklärt worden ist. Johann strebte, sich an den Geistlichen, die in seinem Bereiche waren, zu rächen, allein obwohl diese eingekerkert, und mit Geld- und Leibesstrafe belegt wurden, ließ doch der Eifer dieser Priester für den Papst sie nicht vor dem Schicksale der Märtyrer und Bekenner erbeben.

Im Jahre 1209, nachdem der Bann zwei Jahre lang gewährt hatte, erfolgte die Excommunication gegen die Person des Königs Johann selbst, kraft derer er, so weit die Flüche Roms es hätten bewirken können, aus dem Schooße der christlichen

Kirche gestoßen ward, seine Unterthanen für ledig aller Pflicht gegen ihn erklärt wurden und sein Königreich Jedem anheim fallen würde, der den Spruch des Pontifex ausführte. Besonders erhielt König Philipp von Frankreich die ausdrückliche Weisung, seinen Nachbar von England abzusetzen, und ward zur Belohnung seiner zu erwartenden Dienste an dessen Stelle zum König jenes Landes erklärt.

So in die Lage versetzt, in die er sich so ernstlich gewünscht hatte, indem er nun ein Ritter des Papstes geworden war, opferte der staatskluge Philipp seinen ehrgeizigen Absichten auf England das allgemeine Interesse der Herrscher auf, und stimmte ein in den gefährlichen Grundsatz, daß die Kronen der regierenden Monarchen nach Gefallen des römischen Pontifex zu vertheilen wären. Philipp versammelte ein zahlreiches Heer bei Boulogne, wo er nicht weniger als siebenzehnhundert Fahrzeuge zusammengebracht hatte, um seine Krieger nach England hinüber zu schaffen. Allein obgleich Widerwillen gegen die Tyrannei Johanns manchen seiner Barone gleichgültig gegen sein Schicksal machte, und obwohl die Gemüther Anderer mit abergläubischer Furcht vor dem Bannspruche des Papstes erfüllt waren, so gab es doch viele Engländer, die sich entschlossen, dem französischen Ueberfall Widerstand zu leisten. Das Gerücht, das Königreich sey von

Fremdlingen in Gefahr, zog unzählige Schaaren herbei, aus denen es dem König Johann leicht ward, sechszigtausend wohl bewehrte und tüchtige Streiter herauszulesen, um sich dem französischen Könige zu widersetzen.

Dies waren die Zurüstungen zur Vertheidigung Englands gegen einen französischen Ueberfall, als Johann durch einen geheimen Tractat mit Pandolf, dem päpstlichen Legaten, bemüht war, der Gefahr des Kampfes zu entgehen. Dies gelang ihm; allein es geschah nur durch eine Unterwerfung, die so schmachbedeckend war, als jemals davon ein Beispiel in der Welt erschau't worden ist. Kraft dieser Unterwerfung machte der König von England zuvörderst sich anheischig, dem Papste Betreffs Stephan Langton's Annahme als Erzbischof, welcher Punkt der Ursprung des Streites war, unbedingt Folge zu leisten, sodann Buße für sein früheres aufsätziges Verfahren zu thun und entsagte dann in die Hände des Legaten, als des Stellvertreters Sr. Heiligkeit, seinen Königreichen England und Ireland in so fern, daß er sich verpflichtete, dieselben von nun an als Vasall des Papstes gegen einen Tribut von tausend Mark Silbers jährlich inne zu behalten.

Der Papst war höchlich zufrieden mit einer Uebereinkunft, die für seines Einflusses Erweite-

rung so wie für den Güterbestand der Kirche eine so günstige Wendung genommen hatte, und erließ hierauf seine Verfügungen in einem Tone ungewöhnlicher Anmaaßung, indem er dem Könige Philipp befahl, jegliche Unternehmung gegen Johann von England aufzugeben, weil dieser, obwohl vormals ein widerspänstiger Sohn der Kirche, sich jetzt mit dem Papste ausgesöhnt hätte, der Vasall des heiligen Stuhles und ein unterwürfiger, freundlicher und herzensguter Fürst geworden und dadurch besonders berechtigt worden wäre, Anspruch auf den Schutz des Papstes gegen jegliche Beleidigungen zu machen. Philipp stellte vor, wie ungerecht es war, ihn so zu einem willkührlichen Werkzeuge Roms zu machen, und ihn zu nöthigen, die Waffen niederzulegen, die er doch nur auf Roms Geheiß ergriffen hätte. Dennoch hielt er es für das Gerathenste, sich zu fügen, als er erfuhr, daß seine durch die Beute aus Johanns verlorenen französischen Besitzungen wachsende Macht nahe daran war, eine Verschwörung gegen ihn unter seinen Kronvasallen von Frankreich zu erregen. Aus diesem Grunde wendete er die zum Ueberfall Englands bestimmt gewesenen Kriegsschaaren gegen Ferrand, Grafen von Flandern, dessen Beitritt zu einem Bündnisse gegen die Krone von Frankreich er zu vermuthen Ursache hatte.

Mit ihrem Könige an der Spitze, rückte die große Armee von Frankreich demzufolge nach Flandern vor, nahm dem Grafen etliche Städte und drohete mit Unterjochung seiner Grafschaft.

Auf Bitten des Grafen Ferrand schickte König Johann von England eine große Flotte zum Beistande, welche er bei dem Gerüchte von einer französischen Invasion in England in Eile unter dem Befehl des Grafen von Salisbury, eines natürlichen Sohns Richards Löwenherz, zusammen gebracht hatte. Die Engländer hatten schon jene Obergewalt zur See erlangt, welche lange Zeit hindurch eine Nationalauszeichnung an ihnen gewesen ist. Sie schlugen die französischen Fahrzeuge, obwohl diese ungleich zahlreicher waren, in die Flucht, zernichteten hundert derselben, während sie hundert andere mit sich nahmen. Philipp, der mit seinen Edlen bei dieser Gelegenheit so reiche Schätze verloren hatte, wurde durch einen durchaus unerwarteten Streich von einer Seite her, von der er ihn am wenigsten vermuthen konnte, so entmuthigt, daß er von seinem Vorhaben gegen Ferrand abließ und in seine Staaten zurückkehrte.

Die Unruhe, die sich durch König Philipp's wachsende Macht und dessen steigenden Ehrgeiz erzeugt hatte, ward keineswegs durch seinen Rückzug niedergeschlagen. Im Gegentheil hatten die Kron-

vasallen Frankreichs, die mit anderen Westlandsfürsten im Bündnisse gegen die Krone gestanden hatten, große Lust, aus dem Mißlingen des Unternehmens Philipps gegen den Grafen von Flandern Nutzen zu ziehen. Die Verschwörung nahm ein vestes, höchst beunruhigendes Wesen an, und König Philipps ganze Aufmerksamkeit ward durch dieselbe nöthig gemacht, da leicht die ganze Streitkraft seines Landes erforderlich seyn durfte, um dem vereinten Angriffe so vieler Feinde zu widerstehen. Kaiser Otto trat den Verbündeten um so bereitwilliger bei, da er von mütterlicher Seite ein Neffe Johanns von England war, dessen französische Besitzungen mit so wenigen Umständen vom Könige Philipp weggenommen wurden. Die Grafen von Flandern, Boulogne, Toulouse und Auvergne gingen ebenfalls zu den Feinden Philipps über und besuchten im Jahr 1214 England, um einen Plan zum Feldzuge zu entwerfen.

Bei dieser Gelegenheit kam man überein, daß Frankreich von zweien Seiten überfallen werden sollte, damit die Streitkräfte und die Kriegserfahrenheit des französischen Monarchen hinlänglich zu schaffen bekämen. Ferner ward ausgemacht, der Hauptangriff sollte von Seiten des Kaisers Otto und der kriegerischen Grafen von Boulogne und Flandern geschehen, denen ein engländisches Hülfsheer unter

dem Befehle des berühmten Langdegen, Grafen von Salisbury, Beistand zu leisten hätte. Es ward bestimmt, die Ostgränzen Frankreichs mit mächtigem Heere anzugreifen. Nach eben dem Plane sollte Johann selbst über das Meer setzen und sich nach Rochelle wenden, wo er sicher seyn könnte, mehrere Freunde Englands vorzufinden, und wo auch die Grafen von Auvergne und Toulouse zu ihm stoßen würden. Dies waren die Vorbereitungen, deren Zweck Zerstückelung des französischen Ländergebietes hieß, das sodann unter die Verbündeten vertheilt werden sollte. In Uebereinstimmung mit dem Aberglauben ihrer Zeit befragten die Verschworenen verschiedene Wahrsager und Zeichendeuter über den Ausgang des Krieges und erhielten zur Antwort, „daß der König von Frankreich gestürzt und von Rosses Hufen zertreten werden, auch keine Grabstätte erhalten, Graf Ferrand von Flandern aber einen siegreichen Einzug in Paris halten würde.“ Die Verbündeten nahmen dies Orakel, das so günstig lautete, nur mit all zu heißer Inbrunst auf; obwohl sich dasselbe als von ganz anderem und zweideutigem Character ergab. Sie rückten nun an der Spitze eines zahlreichen Heeres vor, das, wie man sagt, an einhundert und funfzig tausend Mann stark war. Man versammelte sich zu Perronne in Flandern und bewegte sich südwestwärts nach Frankreich hinein.

Philipps Heer war lange nicht so zahlreich, allein es bestand aus der Blüthe der französischen Ritterschaft, den hohen Prinzen aus königlichem Geblüt und denjenigen Kronvasallen, die nicht zu den Verschworenen gehörten. Auch erfreuete der Monarch sich des Vortheils der Tapferkeit und Erfahrung eines wackern Hospitaliter-Ritters Namens Guerin, der das Amt eines General-Quartiermeisters verwaltete. Philipp, der beschlossen hatte, der Verwüstung seines Landes dadurch vorzubeugen, daß er das Land der Feinde verheerte, nahm seinen Weg nach dem Hennegau. Allein auf ihrem Marsche erkundeten die Franzosen zahlreiche Schwadronen des Kaisers am jenseitigen Ufer der Maas, unweit Bouvines. Eine hölzerne Brücke leitete über den Fluß. Der französische Adel auf der einen, der deutsche Adel auf der anderen Seite, galt es Wetteifer, sich den Uebergang einander streitig zu machen. Erstere siegten ob, und das französische Fußvolk, namentlich die Miliz aus den Städten, zog unter dem Panier des heiligen Dionysius, der Oriflamme, über die Brücke und besetzte die Westseite des Flusses. Der König hatte sich unter einer Esche zur Ruhe gesetzt, als etliche Reiter ihm die Botschaft brachten, die Schlacht habe ihren Anfang genommen. Heiteren Angesichts erhob sich Philipp, schritt dann in eine nahestehende Kirche und verrichtete das

kurze Gebet eines Kriegers. Dann begab er sich an die Spitze seiner Mannen, und indem er sich erinnerte, daß in seinem Heere manche Vasallen seyn mogten, die in Geheim durch die allgemeinen und nicht ohne Grund in Umlauf gebrachten Gerüchte über seinen persönlichen Eigennutz und Ehrgeiz aufgebracht seyn mögten, ließ er einen tragbaren Altar vor die Fronte des Heeres stellen, auf den er seine Krone niederzulegen befahl. Dann sprach er: „Meine Freunde, Ihr streitet für die Krone von Frankreich; nicht für den, der sie jüngst trug. Könnt Ihr sie vor denen beschützen, die da kommen und sie zu entweihen und zu vernichten, so mag, was mich betrifft, derjenige Krieger sie tragen, der sie am tapfersten vertheidigt.“ Diese wohlersonnene Rede ward mit dem lauten Geschrei beantwortet. „Lange lebe König Philipp! Die Krone kann keiner Stirne besser geziemen, als der seinigen!“

Die französischen Krieger zogen nun weiter über die Brücke, um ihre Vorhuth zu beschützen, die schon hinüber war. Das Heer der Verbündeten fuhr fort, sich aufzustellen und seine Flügel in der Absicht auszudehnen, Philipps Streiter zu umzingeln. Allein durch diese Bewegung verlor man Gelegenheit, die Franzosen anzugreifen, als erst ein Theil ihrer Armee über den Fluß gekommen war.

und indem man Terrain gewinnen wollte, stellte man sich das Gesicht gegen die Sonne gewendet, welches ein großer Nachtheil war, den sie während des ganzen Gefechtes empfanden.

Die Schlacht begann mit unglaublicher Wuth, und ergab sich als eine der hartnäckigsten, so wie sie denn eines der wichtigsten Treffen jener Zeit war.

Das Kommando des rechten Flügels der Verbündeten war dem Grafen von Flandern, der des linken dem Grafen von Boulogne vertraut, während der Kaiser das Mitteltreffen unter einem Panier befehligte, das auf einer Art von Wagen aufgepflanzt war, und in seiner Fahne den kaiserlichen Adler zeigte, der einen Drachen in den Klauen hielt.

Auf französischer Seite befehligte der König selbst, umringt von den Prinzen des Geblütes, die tapfersten der jungen Ritter und Edlen, die von den ausgezeichnetesten Prälaten und Geistlichen umgeben waren, das Centrum. Der rechte Flügel stand unter dem Herzoge von Burgund, der linke unter dem Grafen Saint Paul, und Guerin, der erfahrene Hospitaliterritter, schaarte das Heer, indem er, obwohl zum Bischof geweihet, der geschickteste Heerführer auf dem Schlachtfelde war. Graf Saint Paul, der unschuldig in den Verdacht eines Verkehrs mit dem Feinde gekommen war, sagte, als die Schlacht ihren Anfang nahm, zu Guerin: „Jetzt

sollt Ihr sehen, auf welche Weise ich ein Verräther bin!“

Bei'm Ansturm hatten die Verbündeten einigen Vortheil, denn ein Haufe französischer leichter Reiter, die den Angriff begannen, vermogten nicht dem Gewicht und der Stärke der riesigen Männer und Rosse flamländischer und deutscher Reiterei, denen sie entgegen mußten, zu widerstehen. Ein Flügel des französischen Heeres ward in Folge dieses Ansturmes sowohl, wie durch die Heftigkeit eines von dem besten Krieger unter den Verbündeten, nämlich vom Grafen von Flandern befohlenen Angriffes in Unordnung gebracht. Der Kaiser fiel mit unglaublicher Wuth und überlegener Streitkraft das Mitteltreffen an, wo sich Philipp und seine Edlen befanden. Philipp lösete das Versprechen, das er seinen Schaaren gegeben hatte, und focht so gut wie Einer im Heere. Endlich ward er entbügelt und in der Kehle verwundet. Vergebens schwang Gulon de Montigni das königliche Banner, um das Mißgeschick anzudeuten, das Statt gefunden hatte, und Philipps Kriege würden ohne die sich opfernde Treue etlicher Ritter, die sich zwischen den König und die andringenden Deutschen warfen, zu Ende gewesen seyn. Jedoch fast in demselben Augenblicke ward der Graf von Flandern, der anfänglich siegreich gewesen war, zum Gefangenen gemacht, indem seine

flandrische Mannschaft geschlagen wurde, welches einer französischen Reiterschaar Gelegenheit gab, so weit in das Mitteltreffen zu dringen, daß ihr Beistand daselbst wirksam werden konnte. Ein Trupp der Edlen, welche so zu Philipp's Befreiung thätig seyn konnten, beschlossen die Person des Kaisers anzugreifen, indem sie geringere Gegenstände verschmäheten. Sie brachen durch seine Leibwache, stürzten den Wagen um, auf welchem sein Panier wehete und nahmen dies mit. Dann gingen sie auf Otto's Person los. Peter von Mauvoisin griff seinem Pferde in den Zügel, Wilhelm des Barres packte ihn um den Leib und strebte ihn vom Pferde zu reißen, Gerard de Trie versuchte ihm mit dem Schwerte eine Wunde zu versetzen, und da dies wegen der guten Rüstung des Kaisers mißlang, hieb der Franzose auf den Streithengst Otto's los und machte, daß dieser stürzte. Doch ein wüthender Angriff von etlichen deutschen geharnischten Männern hieb den Kaiser heraus, der sich schnell auf ein hurtiges Roß schwang und verzweifelnd dem Kampfe entfloh. „Laßt ihn," sagte Philipp, der Zeuge von der Flucht seines Feindes war, „heute werdet ihr nichts von ihm als seinen Rücken zu sehen bekommen."

Während der Graf von Flandern und der Kaiser Otto so geschlagen wurden, bewies der Graf von Boulogne den kühnsten Muth durch die Art, wie

er mit seinen Mannen die Verbündeten unterstützte. Er hatte eine starke Reserve Fußvolk in Form eines Dreieckes aufgestellt, hinter welchem er, wie gedeckt durch eine Brustwehr, seine Geharnischten schaarte, mit denen er von hier aus zu wiederholten malen einen wüthenden Ausfall machte. Endlich ward er von den französischen Reitern bis in seinen Standplatz verfolgt. Ein Scharmützel erhob sich, ohne daß man ihn zum Weichen gebracht oder ihn selbst getödtet hätte, da Mann und Roß mit undurchdringlicher Rüstung, gleich unverwundbaren Rittern im Heldengedichte, bedeckt waren. Pierre des Tourelles, der selbst entbügelt worden war, hob endlich die Rüstung des Rosses in die Höhe und stach das edle Thier nieder. Auf solche Weise unberitten gemacht, ward der Graf von Boulogne den Gefangenen beigesellt, die sich auf fünf Grafen höchsten Ranges, fünfundzwanzig hohen Bannerherren und fast eben so viele Mann niederern Ranges beliefen, als Krieger in der siegenden Armee waren. Philipp, der die Ungleichheit der Anzahl erwog, und mit einem so vollständigen Siege zufrieden war, wollte nicht, daß seine Streiter den fliehenden Feind weiter verfolgten.

Das war die berühmte Schlacht von Bouvines, bei deren Schilderung die französischen Geschichtschreiber mit Nationalstolz verweilen. Sie fand im Jahre

1214 Statt und dauerte von Mittags bis fünf Uhr Abends. Die Bedenklichkeiten zweier Geistlicher, die ihnen das Blutvergießen untersagten, wurden bei dieser Gelegenheit auf verschiedene Weise ausgedrückt. Guerin, der Hospitaliterritter, der auch erwählter Bischof von Senlis war, lieh dem Könige Philipp den Beistand seiner Kriegserfahrung, indem er dessen Heer aufstellte, doch wollte Guerin sich nicht persönlich in den Kampf mischen. Ein anderer Prälat, Philipp, Bischof von Beauvais meinte, er genüge sattsam dem Verbot des Blutvergießens, wenn er wie der Kaplan des Cid kämpfte, der statt des Schwertes eine eiserne Keule führte. Mit dieser hatte der gewissenhafte Prälat die Ehre, den berühmten Langdegen, Grafen von Salisbury, der die im Heere befindlichen engländischen Krieger führte, zu Boden zu schlagen und gefangen zu nehmen.

Nach dem Siege befahl Philipp, daß die Gefangenen gleichsam wie im Triumphe durch Paris geführt würden. In dieser Procession erschienen Renaud, Graf von Boulogne und Ferrand, Graf von Flandern vorzugsweise vor allen Uebrigen mit Ketten beladen. Als Ersterer vor den König geführt ward, warf dieser ihm vor, daß er im Kirchenbanne sey, wobei Philipp vergaß, daß er selbst kürzlich in Angelegenheiten seiner Scheidung gleiches

Schicksal gehabt hatte. Auch klagte er ihn persönlichen Undankes an, und endete damit, daß er den Gefangenen nach Schloß Peronne oder Perrone abführen ließ, wo man ihn in ein Verließ warf und seine Bewegungen durch eine schwere Kette hemmte, welche an einem Eisenblock bevestigt war, der von zwei Männern nicht aufgehoben werden konnte. Hier blieb der unglückliche Graf in enger Haft, bis er hörte, daß sein Bundesgenosse, Ferrand, Graf von Flandern (wiewohl unter schweren Bedingnissen) durch Bitten seiner Gattinn die Freiheit wieder erlangt hätte. Als er fand, daß ähnliche Gnade ihm nicht zu Theil werden sollte, verzweifelte der Graf von Boulogne und endete durch Selbstentleibung seine Kerkerleiben.

Der zweite Theil des Planes der Verbündeten, der sich auf die Kampfthaten des Königs Johann von England stützte, ergab sich unwirksamer als alle anderen Entwürfe, die man auf das Kriegsglück und die Handlungsweise jenes kümmerlichen Fürsten erbaut hatte. Allerdings setzte Johann mit einem engländischen Heere nach Rochelle über, und empfing die Huldigung derer Barone von Poitou und der Normandie, die dem Bündnisse gegen Philipp beigetreten waren. Er nahm Angers, die Hauptstadt von Anjou, sein Familienlehen, allein außer daß er das Land verheeren ließ, that er nichts, was wesent-

lich dem großen Versuche der Verbündeten hätte förderlich seyn können.

Als Philipp die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, welcher Sieg allerdings das Schicksal der Krone von Frankreich sicherte, indem er die Häupter einer so furchtbaren Verschwörung in Philipps Hände gab, rückte dieser sofort nach Poitou gegen Johann vor, bewies jedoch keine Neigung, den Krieg für jetzt auf das Aeußerste zu treiben; sondern bewilligte gegen ein Geschenk von sechszigtausend Pfund Sterling dem Könige von England einen Waffenstillstand auf fünf Jahre. Wegen dieser Mäßigung ist Philipp von französischen Autoren getadelt worden, die der Meinung waren, er hätte den Krieg fortsetzen sollen, bis Rochelle und die wenigen zerstreut liegenden französischen Städte und Burgen, die noch die Herrschaft Englands anerkannten, bezwungen gewesen seyn würden.

Allein Philipp, der in Staatsangelegenheiten ein scharfsichtiger Fürst war, hatte in der Schlacht bei Bouvines wohl erkannt, daß er genöthigt gewesen war, sich nur allzusehr auf den Beistand seiner Lehensvasallen zu verlassen und mogte es für unweise halten, ihnen in diesem Augenblicke ihre Wichtigkeit dadurch noch deutlicher hervorzuheben, daß er neue Kriege gegen Johann führte, wobei ihre Mitwirkung unerläßlich gewesen wäre. Da er sofort

eine große Geldsumme erhielt, läßt sich wohl vermuthen, daß er darauf gerechnet habe, eine hinlängliche Anzahl Söldner zu werben, mit denen er zu gelegener Zeit die Trümmer von Johanns französischen Besitzungen ohne den Beistand seiner Lehensmannen und solcher Krieger, von denen man nie sagen konnte, daß sie unter seinem persönlichen Befehle standen, wieder gewinnen könnte.

Während dieser Zeit fand in Frankreich eine Reihe von Vorgängen Statt, deren Ueberblick ich bis hieher versparte, um Dein Gedächtniß nicht für diejenigen Begebenheiten, die ich bereits erzählt habe, zu verwirren.

Die Päpste, die damals auf Vermehrung ihrer Glücksgüter und auf Erweiterung ihrer Macht erpicht waren, hatten den größten Vortheil im Predigen des Kreuzzuges, als einer den Christen unerläßlichen Pflicht gefunden, während sie gleichfalls höchst bequem fanden, große Geldsummen von solchen Fürsten, Edlen und Sassen anzunehmen, die es für gerathener hielten, sich das Vorrecht zu erkaufen, daheim bei ihrem Getreibe zu bleiben, als zu fernen Unternehmungen das Kreuz zu nehmen. Diese heiligen Züge wurden ursprünglich auf Wiedereroberung Palästina's beschränkt. Allein da deren Wirkungen in jedem Betrachte der Kirche so nutzenreich erschienen, fiel es den Päpsten ein, es

mögte noch politischer seyn, die Grundzüge der heiligen Kreuzzüge nicht auf die Vertilgung der Ungläubigen und des Heidenthums in fernen Landen anzuwenden, sondern auch auf die Ketzer in der Heimath auszudehnen. Als Haupt der christlichen Kirche maßte der Pontifex demzufolge sich das Recht an, allen christlichen Völkern, unter Andräuung schweren geistlichen Tadels gegen die Ungehorsamen und bei Zusage verhältnißmäßiger Belohnung derer, die der Pflicht nachkommen würden, anzubefehlen, die Waffen zu ergreifen und einem Völkchen oder einer Secte den Garaus zu machen, die wegen ketzerischer Glaubensmeinung in den Bann zu thun, der hohen Kirche gefallen hatte.

In Ausübung eines so schauervollen Vorrechtes, kraft dessen die Päpste Heere hervorriefen, wo es ihnen gefiel und dieselben lenkten wie es ihnen beliebte, ward der südwestliche Theil von Frankreich zu einem entsetzlichen Kriegsschauplatze gemacht. Eine zahlreiche Parthei Abtrünniger von dem römischen Lehrglauben, Menschen, die größtentheils jenen Grundsätzungen anhingen, denen jetzt die Protestanten nachleben, hatten sich nach und nach im Süden von Frankreich ausgebreitet, und befanden sich in großer Anzahl in den Gebietslanden des Grafen Raimund von Toulouse. Geistliche Schriftsteller jener Zeit klagen diese unglücklichen Sectirer an, als

hätten sie sich scheuslichen Frechheiten hingegeben, die sie sogar bei ihrem öffentlichen Gottesdienste verübten; allein es ist wenig Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß dies eitel Verläumdung war, und daß die Albigenser, wie man sie nannte, ein Haufe obscurer, jedoch gefühlvoller Menschen waren, die sich mit den überspannten Satzungen der römischen Kirche nicht in Uebereinstimmung bringen konnten. Sie stimmten auch untereinander nicht vollkommen überein, und zählten wahrscheinlich unter sich die dunkeln Abkömmlinge aus verschiedenen alten gothischen Kirchen, die nimmer den Glauben Roms annahmen, noch in die übertriebenen Ansprüche des bischöflichen Stuhles auf weltliche Gewalt sich fügten. Raimund von Toulouse, in dessen Landen jene armen Abtrünnigen Zuflucht fanden, war ein Fürst von umfassendem Verstande und obgleich er selbst keinem abweichenden Glauben zugethan war, so gewährte er doch willig allen denen, die unter seiner Herrschaft lebten, völlige Gewissensfreiheit und sah recht wohl ein, daß von einer Regierung, die solche unbeschränkte Duldung walten ließe, allerdings zeitliche Vortheile herzuleiten seyn müßten.

Auf Anstiften des heil. Dominicus und anderer wüthenden Inquisitoren klösterlicher Orden, predigte Papst Innocenz III gegen die unglücklichen Albigenser und deren Beschirmer, Grafen Raimund,

nen Kreuzzug, der alle diejenigen, welche an die-
m heiligen Werke Theil nehmen würden, befähigte,
it dem Schwerte alle solche zu bekehren, die sich
eigern mögten, dem Aufrufe der Mönche zu jenem
uge ein gehorsames Ohr zu leihen. Unter dem
amen eines Kirchenheeres ward eine zahlreiche
Streitmacht zusammen gebracht, die größtentheils
s Abentheurern und gedungenen Söldnern, an de-
n die Zeit reich war, bestand und deren Neigung
Liederlichkeit und Grausamkeit kaum ihres Glei-
en fand. Diese Masse ward unter den Oberbefehl
nes Simon de Montfort, eines tapfern, jedoch
ausamen Heerführers und bigotten Anhängers der
mischen Kirche gestellt. Unter seinem Befehle be-
iesen diese Kreuzzügler einen unverhaltenen Durst
ach Gemetzel und Plünderung gegen die friedlichen
lbigenser, ohne genau dabei den Ketzer von dem
echtgläubigen zu unterscheiden; indem sie vorgaben,
 vertilgten böse und irrige Glaubensmeinungen
nd leisteten eben dadurch Gott und der christlichen
irche einen wesentlichen Dienst.

Philipp von Frankreich ließ ein Thun hingehen,
m er sich nicht zu widersetzen wagte. Er selbst
ahm nicht Theil an dem Zuge gegen die Albigenser;
doch sein Sohn Ludwig gerieth in die Nothwendig-
it, ohne seines Vaters Wissen und gegen seine
gene Neigung sich den Kreuzfahrern beizugesellen.

Graf Raimund vertheidigte sich bis nach der Schlacht von Bouvines, während welcher Zeit Simon de Montfort mit seinen Streitern solche Uebermacht über die Albigenser erlangt hatte, daß er Ludwigs Theilnahme an dem Zuge mehr für ein Werk der Eifersucht hielt, als daß ihm dieselbe eine Aussicht auf Unterstützung und Beistand dargeboten hätte.

Unter solchen Umständen mußte es dem Prinzen Ludwigs allerdings erfreulich seyn, als ihm von seinem Vater die Weisung ward, die fruchtlose und bedrückende Verfolgung der armen Sectirer mit einer ehrenvolleren Kriegsübung zu vertauschen, die nichts Geringeres zum Zweck hatte, als England zu erobern und die gänzliche Vernichtung der Macht des Königs Johann zu bewirken.

Da König Johanns böses Treiben und dessen Verlüste immer mehr und mehr vom Auslande erkannt wurden, seine Tyrannei daheim rastlos zunahm, und er bei seinen Anmaaßungen sich in der That immer mehr schwächte, ward er gegen seine Unterthanen dermaaßen entrüstet, daß er versuchte, die Gränzen seiner Gewalt bis zu den verderblichsten Punkten auszudehnen. Er verfügte, daß die an sich schon gehässigen Forstgesetze mit außergewöhnlicher Strenge beobachtet wurden, und ließ die Verzäunungen der königlichen Waldungen einreißen, so daß der Hirsch und anderes Jagdthier ungehinderten Zugang zu den

Aerntefeldern der Landleute bekam. Gleichwie das Volk, waren auch die Barone so höchst mißvergnügt über Johanns Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, daß sie das Schwert gegen ihn zogen und ihn zwangen, sich ihren gerechten Forderungen zu fügen; bei welcher Gelegenheit er zu Runnamede den berühmten Freiheitsbrief, die „Magna Charta" genannt, unterzeichnete, welche die Engländer noch als das Bollwerk ihrer Freiheit betrachten. Da diese Verbriefung, wie gerecht und redlich sie an sich selbst in ihren Forderungen seyn mogte, dem Monarchen abgedrungen worden war, benutzte der treulose König die erste Gelegenheit, dieselbe zu widerrufen. Er appellirte deshalb an den Papst, den er für seinen Lehensherrn erkannt hatte; und der Pontifex, dem Johanns Anforderung um Schutz höchst gelegen kam, erklärte sich für höchlich beleidigt durch etliche Artikel der großen Charte, und schwur, er würde es nicht dulden, daß einem Monarchen, der sich als gehorsamer Vasall der Kirche gäbe, von seinen Unterthanen dergleichen Vorschriften erhielte. In Folge dessen hob er die Magna Charta als ein durch Gewalt erpreßtes Document auf und schleuderte nicht lange darnach den Bannfluch gegen die verbündeten Barone, und gegen Alle, die es mit denselben hielten. Noch mächtigerer Beistand wurde dem Könige Johann durch ein ansehnliches Heer von Söldnern,

die er zu Dover an's Land setzte und mit denen er Rochester einnahm. Durch diese Verstärkung erhielt der König furchtbares Uebergewicht über die Barone, die nicht immer ihre Insassen unter den Waffen halten konnten, da diese ihr Land zu bauen und die Aernte einzufahren hatten, wo hingegen die Söldner zu jeder Zeit kriegsgerüstet und bereit waren, zu Felde zu ziehen.

In dieser Bedrängniß griffen die Barone zu dem verzweifelten Hülfsmittel, sich lieber dem Könige von Frankreich in die Arme zu liefern, als sich dem Tyrannen Johann zu unterwerfen. Zwei von ihnen wurden an Philipps Hof gesandt, um das Anerbieten zu thun, daß man die Lehenstreue und das Königreich England seinem ältesten Sohne Ludwig unter der Bedingung darbringen wollte, daß dieser mit einer Heeresmacht zu Hülfe käme. Der Vorwand zu dieser Einmischung von Seiten Frankreichs konnte daher genommen werden, daß die Kronvasallen, wenn sie von ihrem unmittelbaren Oberherrn bedrückt wurden, das Recht hatten, Beistand gegen ihn zu suchen. Nun war der Fall der Barone ein verzweifelter, und da sie Johann's rachsüchtiges Gemüth kannten, rangen sie nach Hülfe und zwar auf die einzige Weise, auf welche sie zu derselben vielleicht gelangen konnten. So überwog das lockende Anerbieten die etwaigen Bedenklichkeiten Philipps

und dessen Sohnes, so daß Ersterer in Geheim, Letzterer öffentlich den Vorschlag der Barone eifrig annahm, worauf ein Heer von siebentausend Mann zu Verstärkung der Insurgenten nach England abging, während Prinz Ludwig sich zu einem stärkeren Feldzuge rüstete.

Am 23. Mai 1216 langte Ludwig vor Sandwich mit einer stattlichen Flotte von sechshundert Segeln an, schiffte eine verhältnißmäßig starke Streitermasse aus, rückte gegen London vor und ward, nachdem er unterwegs Rochester genommen hatte, von den Bürgern mit Jubel aufgenommen. Hier empfing er die Huldigung der Barone, die ihn zum Beistande herbeigerufen hatten.

Bis hieher hatte sich Alles zu Gunsten des jungen Prinzen von Frankreich gefügt und Johanns Angelegenheiten gingen von allen Seiten her zu Grunde. Vergebens strebte der päpstliche Legat den König von England durch die Bannflüche der Kirche zu vertheidigen. Diese Flüche wurden gegen Philipp und dessen Sohn Ludwig gerichtet, da jedoch Ersterer das Verfahren des Letzteren öffentlich verleugnete, so fiel der wirkliche Bannstrahl nur auf Ludwig, der von seinem Vater unter der Hand Mittel zur Aufmunterung und Unterstützung erhielt, die ihm vor den Augen der Welt geweigert wurden, er sich überdies an der Spitze einer Kriegsmacht befand, so

trotzte er den Folgen der Kirchenexcommunication. Auch muß hier bemerkt werden, daß selbst während jener Periode, obwohl dieselbe die war, in welcher die römische Kirche den größten Einfluß auf die Staaten überhaupt hatte, der Bannstrahl des Papstes nur im Verhältniß der Meinung wirksam war, die das Volk im Allgemeinen über die Gerechtigkeit, die in dem Bannspruche obwaltete, hegte. So haben wir gesehen, daß ein solcher Spruch der Kirche den König Johann fast gänzlich zu Grunde richtete, so daß er sich nur durch absolute Unterwerfung seiner Person und durch Uebergabe seiner Staaten an den römischen Stuhl zu retten vermogte. Dem Prinzen Ludwig hingegen schadete der Bann nicht sonderlich, so lange die Barone von England seiner Sache anhängig blieben. Und nicht lange nach dieser Zeit fand Robert Bruce von Schottland, der wegen der Ermordung Comyn's in Bann gethan worden war, daß dieser geistliche Fluch kein sonderliches Hinderniß für ihn ward, seine Krone wieder zu erlangen. So war es denn die Gewalt der öffentlichen Meinung, die dem Anathem der Kirche ein größeres Gewicht verlieh.

Allein Ludwigs Angelegenheiten wurden durch Umstände verkehrt, die unabhängig von dem päpstlichen Banne und von ganz verschiedener Beschaffenheit waren, obwohl, als das Blatt sich wendete,

jener Fluch ein Gewicht enthielt, dessen er anfänglich ermangelte. In einem Zeitraume von zweien Monaten zog Ludwig siegreich durch England und zwang die südlicheren Theile dieses Königreiches zum Gehorsam. Allein er stieß auf Gegenwehr zu Dover, wo das Schloß hartnäckig und mit Glücke von Hubert de Burgh und einer auserlesenen Besatzung vertheidigt ward. Die furchtbarste Kriegsmaschine der Franzosen ward vergebens gegen eine Veste gebraucht, welche stark von Natur und durch die Geschicklichkeit jener Zeit noch verstärkt worden war. Obgleich günstiger Erfolg fast unmöglich zu werden schien, setzte Ludwig dennoch die Belagerung mit nutzlosem Starrsinne fort, und die Zeit, die er vor Dover verschwendete, gab dem Könige Johann nochmals Muße, seine Streitkräfte zu sammeln und Veranlassung zu Uneinigkeiten, die sich unter den Verbündeten des Prinzen Ludwig erhoben. Auch Schloß Windsor wurde von Ludwig mit eben dem unglücklichen Erfolge, wie Dover, belagert. Johann stand abermals an der Spitze eines furchtbaren Heeres, und was noch bösweissagender für Ludwigs Sache war: die engländischen Barone begannen von ihm abzufallen, als sie bemerkten, daß er mit unziemlicher Partheilichkeit für seine Landsleute strebte, hingegen den Lords von England, die zu ihm gestoßen waren, geringe Unterstützung gewährte. Es kam ein Ge-

rücht in Umlauf, daß der Vicomte de Melun auf seinem Sterbebett bekannt hätte, wie es Ludwigs Vorsatz wäre, die Barone, die auf seine Seite traten, als Verräther an ihrem Landesherrn zum Tode zu bringen. Dies Gerücht mogte nun wahr oder falsch seyn, so fand es doch in so fern Glauben, daß mehrere Adelige von Bedeutung von der Sache abließen und zu ihrer angestammten Pflichttreue zurückkehrten.

Viele oder die meisten der Uebrigen wurden nur von der Furcht vor dem falschen und rachsüchtigen Character Johanns zurückgehalten, ein Gleiches zu thun, als in diesem kritischen Zeitpunkt sich ein Vorfall ereignete, der glücklicherweise England aus der fürchterlichen Gefahr errettete, entweder von Fremden unterjocht, oder die Beute eines blutigen Bürgerkrieges zu werden. König Johann befreite das Land von der Bedrängniß, in welcher er es gebracht hatte, durch seinen Tod, der auch das Einzige war, wodurch es erlöset werden konnte. Dieser Fürst, dessen Tyrannei das Elend seines Landes verursacht hatte und dessen Treulosigkeit die allgemeine Besorgniß erregte, daß dieses Elend unabwendbar wäre, starb am 19. October 1216 zu Newark am Trentflusse in dem sonst rüstigen Alter von neun und vierzig Jahren.

Dieses glückliche Ereigniß gab den Dingen eine

andere Gestalt, denn die empörten Barone, die schon geneigt waren, zu ihrer Lehenspflicht zurückzukehren, hatten jetzt mit einem Prinzen aus ihrem angestammten Königshause zu thun, also nichts mehr mit einem Fremdlinge, gegen dessen Aufrichtigkeit sie einige Zweifel zu hegen Ursache hatten, noch mit dem Tyrannen Johann zu schaffen, dessen Verrath und Grausamkeit zu fürchten waren.

Heinrich der Dritte, der älteste Sohn Johanns, war erst im zehnten Jahre, so daß der Beistand eines Hüthers oder Beschützers durchaus erforderlich war. Der Graf von Pembroke, ein weiser und tapferer Edelmann, ward zu diesem hochwichtigen, jedoch schwierigen Geschäft ausersehen. Treu dem jungen Prinzen, war er zu gleicher Zeit den Freiheiten der Nation anhängig, und sein erstes Thun war, als freiwilliges Geschenk von Seiten der Krone, die große Charte oder den Freiheitsbrief zu erneuern, welchen Johann unter so vieler Weitläuftigkeit ertheilte und nachher bemüht gewesen war, ihn wieder aufzuheben. Diese offene und männliche Maaßregel diente als eine Zusicherung, daß unter der neuen Regierung die königliche Gewalt mit geziemender Hochachtung für die Freiheit der Unterthanen verwaltet werden sollte; und demzufolge begannen die engländischen Barone, die keine Ursache zu persönlicher Klage gegen den jungen König haben konnten,

sich bei dieser vortheilhaften Aussicht zurück zu seinen Fahnen zu wenden und von dem Banner Ludwigs von Frankreich abzufallen.

Ludwig, welcher von seinem Vater bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, und also nur ungern von dem ablassen wollte, was er so hoffnungsvoll begonnen hatte, beharrte unbedachtsam genug bei seinem Versuche auf Schloß Dover, ohne im Stande zu seyn, des Widerstandes Huberts de Burgh Meister zu werden. Andere unentscheidende Belagerungen und Scharmützel fanden Statt, bis endlich zu Anfange des Sommers 1217 das französische Heer, das vom Grafen von Perche befehligt ward, unter den Wällen und in den Straßen Lincoln gänzlich geschlagen ward. Dieses Mißgeschick endete den Kampf und ein Friedensvertrag kam zwischen Ludwig und dem Lord Protector Pembroke zu Stande, laut welchem Ersterer ehrenvolle Amnestie für diejenigen engländischen Barone ausmittelte, die ihm angehangen hatten und ohne Lösegeld die Freiheit der zahlreichen bei dem Treffen zu Lincoln gemachten französischen Gefangenen bewirkte. Unter diesen Bedingungen verzichtete Ludwig auf seine Ansprüche an die Krone von England und verpflichtete sich, bei seinem Vater die Wiederherausgabe des Lehens der Normandie und anderer dem Könige Johann durch Philipp abgenommenen Besitzungen in Frankreich zu vermit-

teln; und wenn diese Vermittlung unwirksam bleiben sollte, machte der Prinz sich des Ferneren verbindlich, diese Besitzungen Englands zurückzugeben, wenn er selbst zum Throne von Frankreich gelangen sollte. Prinz Ludwig zog demnach mit allen seinen Streitkräften nach Frankreich zurück und ließ den jungen Prinzen friedlich auf dessen Throne.

So endete eine wichtige Krisis, welche anfänglich damit drohete, England zu einer Provinz von Frankreich zu machen, schön und fruchtbar wie der Theil Frankreichs, den die engländischen Könige nach Wilhelm dem Eroberer zu Lehen trugen, bis dieses Lehen dem Könige Johann abgenommen wurde, welcher wegen seines Länderverlustes in der Reihe der engländischen Monarchen den Namen „Johann ohne Land" erhielt.

Als der Prinz Ludwig von Frankreich das Kampfgefild in England verlassen hatte, fand er in seinem Vaterlande ein anderes vor, welches fast eben so wenig siegverheißend war. Dies Gefild ergab sich durch den erneuerten Krieg gegen die unglücklichen Ketzer im Süden von Frankreich, die Albigenser genannt. Dieses beklagenswerthe Volk war von Simon von Montfort mit vieler Bedrückung und Grausamkeit behandelt worden. Simon war an der Spitze der ausschweifenden und regellosen Schaaren, die man Kreuzfahrer nannte, gegen sie gezogen, hatte

sie bezwingen und war zu ihrem Grafen ernannt worden. Allein er fuhr fort, die Ketzer mit solcher unbarmherzigen Strenge zu verfolgen und sie dermaaßen zu bedrücken, daß, da sie ihre Leiden nicht länger ertragen konnten, sie zu den Waffen griffen, ihren ehemaligen Grafen Raimund wieder in dessen Lehen einsetzten und sich nochmals furchtbar zeigten. Simon de Montfort zog ihnen abermals entgegen, um Toulouse zu belagern; allein die Sache der Bedrängten siegte und dieser grausame und tyrannische Feldherr fiel vor der Stadt, während sein Weib und seine Kinder Gefangene der Albigenser blieben.

Beunruhigt über den Sieg dieser Ketzer, wie er sie nannte, drang der Papst in den König Philipp, thätig gegen dieselben zu verfahren, während eine zu Nantes gehaltene Kirchenversammlung beschloß, nochmals einen Kreuzzug gegen die Albigenser zu predigen. Obwohl Philipp selbst bei seinem denkwürdigen Kreuzzuge mit Richard Löwenherz nach Palästina gegangen war, so gab er sich doch ungern dazu her, ein Beförderer dieser unpolitischen Kriegsfahrten zu seyn. Andrerseits wagte er nicht der Anforderung des Papstes und der Geistlichkeit zu widerstreben und gestattete daher mit Widerwillen seinem Sohne, an der Spitze von funfzehntausend Mann nochmals das Kreuz gegen die Ketzer im südlichen Frankreich zu nehmen. Jedoch der Prinz be-

h diesen Krieg mit solcher Kälte, daß man ver=
thete, Ludwig wäre entweder gleichgültig gegen
Sache selbst oder hätte geheime Weisung von
em Vater erhalten, nicht hastig zu verfahren.
blich ward er auf Befehl seines Vaters gänzlich
dem Unternehmen abberufen. Der Vorwand,
man dazu nahm, war die Nothwendigkeit der
genwart des Prinzen bei einer großen Staats=
athung, die zu Mantes gehalten werden sollte,
ein Anerbieten zu erwägen, das Amaury, der
hn Simon de Montfort's gemacht hatte. Dieser
ge Mann, der Erbe des Rechtes, das sein Vater
ch seine erste Eroberung über Toulouse errungen
te, glaubte den Grund zu erkennen, aus welchem
nkreich so lau in Wiedererlangung dieser Be=
ngen war. Er schlug deswegen vor, der Krone
Frankreich sein Recht an die Grafschaft abzu=
ten, damit Philipp und dessen Sohn ein höheres
sönliches Interesse haben mögten, den Krieg mit
chdruck zu betreiben. Dies würde den Bewe=
ngen des Königs Philipp Augustus gegen die
bigenser wahrscheinlich mehr Rührigkeit verliehen
ben, allein er lebte nicht lange genug, um die
de Montfort gebotene Abtretung annehmen zu
nmen, denn er starb im Julius 1223 zu Mantes
einem Fieber. Philipp Augustus war unstreitig
größte Herrscher auf dem französischen Throne

seit den Tagen Karls des Großen. Bei seinem Tode hinterließ er durch seinen Muth und seine Einsicht die eigentlichen Besitzungen Frankreichs beinahe verdoppelt an Umfang und höchlich verbessert an Wohlhabenheit, Stärke und Bequemlichkeit; denn er hatte Heerstraßen anlegen, offene Städte bevestigen und andere öffentliche Verbesserungen zu Stande bringen lassen. Er war im Allgemeinen glücklich bei seinen Kriegsthaten, welches größtentheils der Einsicht, mit welcher er seine Pläne entwarf und der Tapferkeit, womit er dieselben ausführte, zuzuschreiben ist. Vorzüglich war die Schlacht bei Bouvines einer jener entscheidenden Kämpfe, von denen das Schicksal von Nationen abzuhängen pflegt; und wäre Philipp damals geschlagen worden, so ist es gewiß, daß Frankreich unter Otto und die Verbündeten getheilt worden wäre, und mindestens dürfte es dann zweifelhaft gewesen seyn, ob es sich jemals wieder zu einem Königreiche ersten Ranges hätte vereinigen können.

Fünftes Kapitel.

Thronbesteigung Ludwigs des Löwen, d. h. des Achten — Krieg mit England — Kreuzzug gegen die Albigenser — Ludwigs Tod — Regentschaft der Königin Blanche oder Blanca — Eine Verschwörung der Kronvasallen wird unterdrückt — Ludwig nimmt das Kreuz — Er landet zu Damiette und nimmt diesen Platz — Mißgeschick der Franzosen auf ihrem Zuge gegen Groß-Cairo — Ludwig und ein großer Theil seines Heeres werden gefangen genommen — Unterhandlungen wegen ihrer Auslösung — Ermordung des Sultans durch dessen Leibwache — Benehmen der Meuchler gegen den französischen König — Zurückgezogenheit der Königin während ihres Gemahls Gefangenschaft — Ludwig kehrt bei dem Tode seiner Mutter nach Frankreich zurück. —

Philipp Augustus hatte zu seinem Nachfolger auf dem Throne Ludwig, den Achten dieses Namens, dessen erfolglose Kriege in England wir bereits beschrieben. Er ward zweifelsohne mehr wegen seines persönlichen Muthes, als von dem Ruhme seiner

Waffen, womit er sich nicht sonderlich brüsten konnte, „der Löwe" beigenannt.

Er hatte kaum den Thron bestiegen, so ward er von einem Gesandten Heinrichs III begrüßt, der zufolge des i. J. 1217 geschlossenen und von Ludwig bei dessen Abzug von England beschwornen Tractates die Zurückgabe derjenigen Provinzen verlangte, welche die Vorfahren des engländischen Monarchen in England besessen hatten. Ludwig war jedoch entschlossen, auf keinen Fall diesem Artikel nachzuleben, weil die Erfüllung desselben die Wiederauflebung der engländischen Gewalt in Frankreich, die seinen Vorgängern ein so ernster Gegenstand der Besorgniß und der Beschwerde gewesen war, veranlaßt haben würde. Zur Rechtfertigung seines Eidschwurs behauptete er, daß die Engländer auch nicht den Tractat v. 1217 gehalten hätten, indem etlichen engländischen Baronen nicht die verheißene Amnestie zu Theil geworden und mehrere bei Lincoln gemachte französische Gefangene, statt nach dem Vertrage in Freiheit gesetzt zu werden, genöthigt gewesen wären, sich auszulösen.

Indem König Ludwig sich also als Beleidigter, nicht als Einer darstellte, der beleidigt hätte, gab er die Normandie nicht heraus, sondern machte es, wie sein Vater es staatsklug gemacht hatte: er überfiel und belagerte diejenigen Plätze, welche die Engländer noch in Poitou inne hatten; und Niort,

Saint-Jean-d'Angeli und endlich Rochelle selbst fielen nach tapferer Gegenwehr in seine Hände. Bordeaux und das Land jenseit der Garonne war der einzige Theil der einstigen weitläuftigen engländischen Besitzungen in Frankreich, der noch unter der Herrschaft Englands geblieben war. Auch dieser Strich Landes würde wahrscheinlich das Schicksal der übrigen verwirkten oder eroberten Lehen gehabt haben; jedoch Heinrich III, jetzt Jüngling geworden, schickte zum Entsatze eine von seinem Bruder dem Grafen Richard von Cornwall befehligte, stark bemannte Flotte. Zu gleicher Zeit ernannte er Richard zum Grafen von Poitou. Die Gasconier waren für die Engländer eingenommen, mit denen sie einen vortheilhaften Handel unterhielten. Auch fanden sie sich durch den Antrag geschmeichelt, daß sie unmittelbar unter die Herrschaft eines Prinzen aus engländischem Geblüt gestellt werden sollten und schickten sich daher an, dem Ueberfall Ludwigs so hartnäckig zu wehren, daß der König von Frankreich es für gerathen hielt, einen Waffenstillstand auf drei Jahre einzugehen. Dies geschah im Jahre 1224. Er hatte es überdies noch mit dem Bürgerkriege der Albigenser zu thun und obgleich man ihn getadelt hat, daß er den Engländern diesen Waffenstillstand gewährte, so darf doch angenommen werden, daß er weise handelte, indem er zur Zeit nur

eine jener beiden gewaltigen Unternehmunge[n zur]
Ausführung bringen wollte.

Er ward von dem päpstlichen Legaten geb[eten,]
den Kreuzzug gegen die Ketzer im Süden [zu er-]
neuern, allein indem er sich bereitwillig er[klärte,]
solches zu thun, unterließ er nicht, sich be[i diesem]
Abentheuer diejenigen persönlichen Vortheile zu [sichern,]
die ihm selber aus dem Gelingen desselben erw[achsen]
könnten. Zu diesem Ende schloß Ludwig der [...]
den Vertrag, der bei seinem Vater durch A[maury]
de Montfort eingeleitet worden war, wobei e[r die-]
sem versprach, ihm bei einer Erledigung das [Amt]
eines Connetable von Frankreich zu verleihen, [wo-]
gegen er von Amaury die Abtretung aller [Rechte]
desselben annahm, die dieser von seinem Vater [auf die]
Grafen von Toulouse geerbt hatte.

Nachdem er so seinen eigenen Vortheil i[n dieser]
Sache wahrgenommen hatte, versammelte der [König]
ein Heer von funfzigtausend Mann, die au[s den]
besten und kühnsten seiner Vasallen an der [Spitze]
ihrer Insassen bestanden. Mit dieser großen [Streit-]
macht belagerte er zunächst Avignon, wo die B[ürger]
anfänglich geneigt waren, ihm ihre Thore zu ö[ffnen,]
doch weigerten sie sich weiter irgend jemand [aufzu-]
nehmen, als den König mit seinem gewöhnliche[n Ge-]
folge. Allein es ward unbeschränkter Einmarsch [ver-]
langt und die Stadtbewohner, die nur mit

großem Rechte Blutvergießen und Plünderung fürchteten, verrammelten alle Zugänge und setzten sich zur Wehre. Man focht mit der größten Hartnäckigkeit und die Belagerer verloren über zweitausend Mann, unter denen sich jener berühmte Graf von St. Paul befand, der so viele Ehre in der Schlacht bei Bouvines eingeärntet hatte. Endlich wurden die Bürger von Avignon zu einer Capitulation gezwungen, deren Bedingungen ungewöhnlich streng waren. Ausschließlich wurde die Beststellung der römischkatholischen Religion ausbedungen, und es mußten zu Erfüllung dieses Punktes zweihundert Geißeln, die Söhne der wohlhabendsten Einwohner, gestellt werden. Etliche von denen, die die Vertheidigung geleitet hatten, wurden gehenkt; Andere auf andere Weise bestraft; die Festungswerke wurden abgetragen, die Gräben zugeworfen und dreihundert der besten Häuser dem Boden gleich gemacht, um die Demüthigung der Stadt zu vervollständigen.

Nachdem Avignon sich ergeben hatte, beabsichtigte Ludwig gegen Toulouse zu marschiren, und diese Stadt, die der Hauptort der rebellischen Provinzen war, ähnlicher Rache zu weihen; allein seine Streiter hatten durch Mangel an Lebensmitteln, durch das Schwert der Gegner und durch pestilenzische Seuche dermaaßen gelitten, daß der König gezwungen war, ihnen einigen Erlaß ihrer Kriegs-

pflicht zu gestatten, weil sie zur Zeit nicht im Stande waren, sich derselben zu entledigen.

Und für Ludwig selbst sollte die Einnahme von Avignon der letzte Kriegszug seyn. Als er sich nach Montpensier zurückzog, ward er von einem Fieber ergriffen, an welchem er am 12. November 1226 starb, nachdem er kaum das Mannesalter erreicht und nur vier Jahre regiert hatte. Ihm folgte sein einziger Sohn, der denselben Namen führte und späterhin sich in der Reihe der französischen Könige als Ludwig der Heilige (der Neunte seines Namens) auszeichnete. Das Beiwort „heilig" umfaßte in jenen abergläubischen Zeiten mindestens eben so viele Schwäche wie Kraft; und wir werden sehen, daß Ludwig, während er ein Vorbild in höheren Tugenden war, doch nicht Mangel an jenen Unvollkommenheiten litt, die gewöhnlich den Ruf der Heiligkeit begleiten, die folglich große Ergebenheit gegen den Papst und nicht minder große Freigebigkeit an die Kirche umfaßten.

Die Königin Blanche oder Blanca, die hinterbliebene Wittwe des geschiedenen achten Ludwigs, verfuhr als Regentin im Namen ihres Sohnes. Sie war die älteste Tochter Alfonso's, Königs von Castilien, durch dessen Gemahlin Eleonore, eine Tochter jener berühmten Eleonore von Aquitanien, in Folge ihrer zweiten Ehe mit Heinrich dem Zweiten von Eng-

land. Blanca's Character während der Lebenszeit ihres Gemahls hatte eben nichts Außerordentliches dargeboten; allein Ludwig der Achte, der großes Vertrauen zu ihrer Einsicht hegte, hatte sie in seinem letzten Willen zur Regentin von Frankreich bis zum Alter der Volljährigkeit seines Sohnes ernannt. Blanca hatte demnach eine gewichtige Pflicht zu erfüllen, und dies um so mehr, da viele von den Kronvasallen höchsten Ranges, unzufrieden mit der Macht, die der König während der beiden letzten Jahre seiner Regierung erlangt hatte, sich nach demselben Grundsatze, der von den Verbündeten vor der Schlacht bei Bouvines befolgt ward, dessen Durchdringen Philipps Sieg in jener Schlacht für eine Zeitlang vereitelte, zu einem drohenden Bündnisse vereinigten.

Das günstige Ereigniß einer Minderjährigkeit, während welcher die Gewalt der Krone von einer Frau und einer Ausländerin gehandhabt ward, schien verschiedenen jener kleinen Fürsten, die darnach rangen, in Allem, bis auf den Namen, es dem Könige gleich zu thun, Gelegenheit zu bieten, im Nothfall mit Gewalt, jenen Grad von Unabhängigkeit wieder zu erlangen, dessen sie durch die Staatsklugheit und die Siege des Königs Philipp Augustus und dessen früh gestorbenen Sohnes, Ludwigs des Löwen, beraubt wurden. Die noch fortdauernde Insurrection der Albigenser war den Verbündeten eine große Auf-

munterung und Raimund von Toulouse gab sich als einer der eifrigsten unter ihnen. Raimund konnte am ersten gerechtfertigt werden; denn während die übrigen Rebellen und Verschworene um persönlichen Ehrgeizes und um einer Machtvergrößerung willen waren, woran sie ein sehr zweifelhaftes Anrecht hatten, war Raimund ein Fürst, dem man ungerechter Weise seine Besitzungen genommen hatte, die er allerdings wieder zu erlangen wünschen mußte.

Die übrigen Edlen, die sich in die Verschwörung gegen die Königin Regentin eingelassen hatten, waren Philipp, Graf von Boulogne, der Bruder des verstorbenen Königs, der auf die Regentschaft, als auf ein ihm zustehendes Abkunftsrecht Anspruch machte; ferner die mächtigen Grafen Thibaut de Champagne, Hugo de la Marche, Hugo de St. Paul, Simon de Ponthieu und endlich Peter, Herzog von Bretagne: alle miteinander Fürsten ersten Ranges in Macht und Reichthum, die den Zweck hatten, keinen größeren Grad von Abhängigkeit von der Krone von Frankreich zu halten, als der unvermeidlich seyn würde. In der That war es ihre Absicht, dem Könige weiter keine Gewalt als die eines Präsidenten der cour plenière und eines Oberfeldherrn der Heere des Königreiches zu lassen.

Allein, oder doch fast allein, eine Fremde und *ein Weib*, sah Blanca sich so vielen mächtigen Edlen

fluß entgegengestellt, und benahm sich dabei mit hohem Muthe und vieler Geschicklichkeit. Bevor die Verschworenen ihre feindlichen Pläne zur Reife gedeihen ließen, griff sie plötzlich den Grafen von Toulouse an und zwang ihn Bedingungen einzugehen, kraft welcher er verpflichtet ward, den ketzerischen Meinungen der Albigenser zu entsagen und seine Tochter und Erbin mit Alphons, ihrem vierten Sohne mit ihrem verstorbenen Gatten zu verloben. So sicherte Blanca die einstige Vereinigung der reichen Grafschaft Toulouse mit dem Besitzthum des königlichen Hauses.

Das Nächste, was sie unternahm, war die Bezwingung der Verbündeten, welche jetzt die Maske ablegten und ihre wahre Absicht zeigten; und hiebei leisteten ihr ihre weibliche Gewalt, ihre außerordentliche Schönheit und nicht minder ihre Gewandtheit die wesentlichsten Dienste. Thibaut, Graf von Champagne war sowohl für einen wackeren Ritter, wie für einen trefflichen Troubadour oder Dichter bekannt, in welcher Eigenschaft er schon während der Lebenszeit des letztverstorbenen Königs niemand anders als Blanca zur unumschränkten Gebieterin seines Herzens und zum Thema seiner Gesänge erwählt hatte. Die Huldigung eines Dichters enthielt zu jener Zeit nichts, was dem Rufe einer Dame hätte nachtheilig seyn können; nichts desto weniger

ist gesagt worden, daß die Königin die Freiheit mißbilligte, die der Graf von Champagne sich nahm, als er seine Neigung so hoch aufwallen und seine Bewunderung so öffentlich werden ließ. Es ist sogar angenommen worden, daß die Strenge, welche die Königin dem verliebten Poeten entgegen setzte, von ihm so tief empfunden ward, daß sein Verdruß darüber Ursache seines Ueberganges zu den Verbündeten wurde. Allein eine gewandte und schöne Frau versteht es recht wohl, die Zuneigung eines gekränkten Liebhabers wieder zu gewinnen; und wenn ihr Verehrer außerdem noch von romantischer und poetischer Gemüthsstimmung ist, wird er um so leichter zur Huldigung zurückgeführt. Es kostete der Königin nur einen schlau gegebenen Wink, daß es sie freuen würde, den Grafen Thibaut bei Hofe zu sehen, so lag der treue Verehrer schon zu ihren Füßen und harrte ihrer Befehle. Zu zweien Malen störte der Troubadour, als treuer Ritter, dem Geheiß der Dame seines Herzens zu gehorchen, die Pläne seiner politischen Mitverschworenen.

Einmal hinterbrachte Graf Thibaut seiner gekrönten Herzenskönigin geheime Kunde von dem Vorhaben der Mißvergnügten, sich der Person der Regentin auf einer Reise von Orleans nach Paris zu bemächtigen. Da dieser Anschlag kein Geheimniß blieb, konnte er leicht zunichte gemacht werden. Die

Königin Mutter warf sich mit ihrem Sohne in eine starke Veste, wo man so lange weilte, bis ein hinlängliches Geleit zu Sicherung ihrer Fahrt nach der Hauptstadt herbeigeholt worden war.

Ein andres Mal, als der König eine Versammlung seiner Edlen berufen hatte, um sich dem Herzoge Peter von Bretagne zu widersetzen, der unter Waffen erschienen war, wurden die Verschworenen eins, daß Jeder nur mit wenigen Begleitern zur Versammlung kommen sollte, damit doch dem Scheine nach dem königlichen Befehle Genüge geleistet würde. Dies kleine Gefolge jedes Einzelnen würde dann vereint eine nicht unbedeutende Streitmacht abgeben. Allein auch diese List ward durch den Troubadour, Grafen von Champagne vereitelt, der, um seiner königlich Gebieterin zu gehorsamen, ein zahlreicheres Gefolge mitbrachte, als alle Uebrigen zusammen, so daß keiner der hohen Vasallen es wagte, auf die Seite Peters von Bretagne zu treten, der sich demnach dem Könige unterwerfen mußte.

Der Graf von Champagne hätte es beinah theuer erkauft, seine Gefälligkeit gegen die Laune seiner Herzliebsten der Politik der Verbündeten vorzuziehen. Er ward von sämmtlichen Verschworenen angegriffen, die, entrüstet über seine Achselträgerei, darin einig waren, ihn aus seinem Besitzthum zu verjagen und die Provinz Champagne der Königin von Cypern

zufallen zu lassen, die als Erbin des älteren Bruders Thibaut's einiges Anrecht daran hatte. Blanca war in so fern dankbar gegen ihren Anbeter, daß sie ihren Sohn zu seinem Beistande ausrücken und den Angriff auf seine Lande zurücktreiben ließ. Dennoch suchte sie durch diesen Beweis des Wohlwollens etwas für die Krone zu gewinnen, und gab deshalb dem Grafen zu verstehen, daß, um die Kriegskosten zu decken und die Anrechte seiner Nichte auszugleichen, er dem jungen Könige seine Besitzungen Blois, Chartres, Chateaudun und Sanseure verkaufen mögte. Der Graf murmelte dagegen, daß er von einem so werthvollen Theile seiner Lande scheiden sollte, einige Vorstellungen; allein als Blanca mit mißbilligendem Blicke ihm seinen Ungehorsam und Undank vorwarf, seufzte er tief und entgegnete: „Meiner Treu, Madam, mein Herz, mein Leib, mein Leben, mein Land — Alles steht zu Eurer unbedingten Verfügung!“ Die Krone von Frankreich gelangte demnach zu dem erwähnten Besitzthum.

Es will sich nicht ergeben, daß die Huldigungen dieses ziemlich thörigen Liebhabers der Königin Blanca zum Verdrusse gereichten; denn als Frau mogte sie wohl stolz auf ihren unbedingten Einfluß auf einen Mann von Talent seyn und in politischem Betracht es für wünschenswerth erachten, jenen Einfluß auf einen mächtigen Edlen zu behalten, sobald solcher Ein-

n billigen Preis eines verbindlichen Wortes
ines Huldblickes käuflich war. Allein etliche
anzösischen Höflinge wurden ungeduldig über
herlichen Ansprüche Thibaut's auf die Gunst
nigin. Sie stifteten es an, daß Robert von
, einer der Söhne Ludwigs VIII, der kaum
ie Kinderjahre hinaus war, dem Grafen von
agne einen Schimpf anthat, indem er ihm
weichen Milchkäse in's Angesicht warf. Alle
lasten, welcher Art sie seyn mögen, sind em-
h gegen Lächerliches. Thibaut spürte, daß
ber ihn lachte und da Rang und Jugend des
gers es hinderten, den Prinzen zum Gegen-
er Rache zu machen, zog der Graf von Cham-
sich für immer vom Hofe zurück und bemühte
f seinen Lehensgütern in der Gunst der Musen
für die Sprödigkeit, vielleicht auch für die
ägerei seiner königlichen Herrin zu finden.
Troubadour-Monarch ward später König von
a und seine überspannte Hinneigung zu
eit und Poesie verhinderte nicht in jenen Ta-
r einen so einsichtsvollen wie geistreichen Herr-
gesehen zu werden.
dere Anspinnungen verstand die Königin Mut-
urch zu vernichten, daß sie zu gehöriger Zeit
eschenke an die Bedürftigeren unter den Ver-
nen vertheilte, während sie etliche durch Wach-

fengewalt unterwarf. Bei letzterem Thun überantwortete sie die Leitung der königlichen Streitkräfte in die Hände des Grafen Ferrand von Flandern, desselben, der in der Schlacht von Bouvines gefangen genommen ward, und sich jetzt so treu und einsichtsvoll bewies, wie Blanca es nur wünschen konnte. Kurz, durch Geduld, Muth, Politik und Benutzen der Gelegenheit behauptete die Königin Blanca nicht nur dem Throne jenen Grad von Ansehen, der demselben eigen war, als sie zur Regentschaft berufen ward, sondern erhöhete und bevestigte denselben um ein Bedeutendes.

Es hätte seyn mögen, daß die Kriege und Intriguen der Regentin von Frankreich minder glücklichen Ausgang genommen haben würden, wenn das Gewicht Englands in die Schaale der Gegenparthei gelegt worden wäre; und Du magst Dich wundern, daß dies nicht geschah, da doch keine Zeit so günstig zu seyn schien, als die Minderjährigkeit Ludwigs des Neunten, um die Wiedererlangung jener Länder zu bewerkstelligen, welche die Gewandtheit und das Benehmen des Königs Philipp Augustus der Einfalt seines Zeitgenossen, des Königs Johann, abzugewinnen gewußt hatten. Wirklich war bei der Thronbesteigung Ludwigs VIII, wo die Zeitumstände weit ungünstiger waren, von Heinrich III oder dessen Parlamente, wie wir bemerkt haben, eine förmliche

Anforderung gemacht worden, daß die Normandie und andere dem Reiche England zustehenden Provinzen Frankreichs zurückgegeben werden sollten; allein obgleich viele der Barone dieser Provinzen den Engländern eifrigen Beistand anboten, obgleich der Besitz von Bordeaux eine Landung erleichterte, obgleich der Herzog von Bretagne, dessen wir als eines Hauptes der Verbündung gegen die französische Krone gedachten, bemüht war, den Hof von England zu einer Invasion zu vermögen, welche er mit aller Anstrengung zu unterstützen versprach, so war der Character Heinrichs III doch gänzlich ungeeignet zu einem solchen Unternehmen. Er besaß etliche Fehler seines Vaters, denn wenn er auch nicht so grausam wie Johann war, so war er doch völlig so feig und eben so vorschnell in seinen Versuchen. Er war übertrieben verschwenderisch und offenkundig treulos, ein Bedränger der Rechte seiner Unterthanen und machte sich zu wiederholten Malen bei den feierlichsten Versprechungen, die er ihnen gegeben hatte, der Wortbrüchigkeit schuldig. Auch war Heinrich wie sein Vater ein träger und elender Leiter eines Unternehmens, welches Thätigkeit und Entschlossenheit verlangte. Zwar machte er i. J. 1229 den seit lange her angedroheten Versuch einer Invasion Frankreichs; jedoch mit so geringer Vorsicht, daß, als sein Heer versammelt war, es sich fand,

pflicht zu gestatten, weil sie zur Zeit nicht im Stande waren, sich derselben zu entledigen.

Und für Ludwig selbst sollte die Einnahme von Avignon der letzte Kriegszug seyn. Als er sich nach Montpensier zurückzog, ward er von einem Fieber ergriffen, an welchem er am 12. November 1226 starb, nachdem er kaum das Mannesalter erreicht und nur vier Jahre regiert hatte. Ihm folgte sein einziger Sohn, der denselben Namen führte und späterhin sich in der Reihe der französischen Könige als Ludwig der Heilige (der Neunte seines Namens) auszeichnete. Das Beiwort „heilig" umfaßte in jenen abergläubischen Zeiten mindestens eben so viele Schwäche wie Kraft; und wir werden sehen, daß Ludwig, während er ein Vorbild in höheren Tugenden war, doch nicht Mangel an jenen Unvollkommenheiten litt, die gewöhnlich den Ruf der Heiligkeit begleiten, die folglich große Ergebenheit gegen den Papst und nicht minder große Freigebigkeit an die Kirche umfaßten.

Die Königin Blanche oder Blanca, die hinterbliebene Wittwe des geschiedenen achten Ludwigs, verfuhr als Regentin im Namen ihres Sohnes. Sie war die älteste Tochter Alfonso's, Königs von Castilien, durch dessen Gemahlin Eleonore, eine Tochter jener berühmten Eleonore von Aquitanien, in Folge ihrer zweiten Ehe mit Heinrich dem Zweiten von Eng-

land. Blanca's Character während der Lebenszeit ihres Gemahls hatte eben nichts Außerordentliches dargeboten; allein Ludwig der Achte, der großes Vertrauen zu ihrer Einsicht hegte, hatte sie in seinem letzten Willen zur Regentin von Frankreich bis zum Alter der Volljährigkeit seines Sohnes ernannt. Blanca hatte demnach eine gewichtige Pflicht zu erfüllen, und dies um so mehr, da viele von den Kronvasallen höchsten Ranges, unzufrieden mit der Macht, die der König während der beiden letzten Jahre seiner Regierung erlangt hatte, sich nach demselben Grundsatze, der von den Verbündeten vor der Schlacht bei Bouvines befolgt ward, dessen Durchbringen Philipps Sieg in jener Schlacht für eine Zeitlang vereitelte, zu einem drohenden Bündnisse vereinigten.

Das günstige Ereigniß einer Minderjährigkeit, während welcher die Gewalt der Krone von einer Frau und einer Ausländerin gehandhabt ward, schien verschiedenen jener kleinen Fürsten, die darnach rangen, in Allem, bis auf den Namen, es dem Könige gleich zu thun, Gelegenheit zu bieten, im Nothfall mit Gewalt, jenen Grad von Unabhängigkeit wieder zu erlangen, dessen sie durch die Staatsklugheit und die Siege des Königs Philipp Augustus und dessen früh gestorbenen Sohnes, Ludwigs des Löwen, beraubt wurden. Die noch fortdauernde Insurrection der Albigenser war den Verbündeten eine große Auf-

seyn muß, als ein Monarch erzogen ward, der nicht blos an sich selbst denken, sondern auch über die Handlungen entscheiden soll. Spuren solcher klösterlichen Erziehung nahm man in der bigotten Anhänglichkeit wahr, womit der zukünftige Heilige alles das betrachtete, was wirklich religiös war, oder sich als solches zu geben verstand; und das Beschränkte in seiner Denkweise Betreffs solcher Gegenstände führte zu den Hauptunfällen seiner Regierung. Dennoch ist es möglich, daß die Art und Weise seiner mönchischen Erziehung eine Maaßregel war, die mehr aus der Königin Mutter abergläubischen Empfindungen, als aus deren Wunsche hervorging, den Sohn in den Hintergrund zu verweisen.

Blanca's Eifersucht auf diejenigen ihres eigenen Geschlechtes, die sich ihrem Sohne näherten und ihm zu gefallen suchten, war vielleicht kein ungewöhnliches, jedoch lästiges Uebermaaß mütterlicher Fürsorge. Auf sonderbare Weise unverständig war es indessen von ihr, ihre Eifersucht auch auf die Gemahlin ihres Sohnes, Margaretha, auszudehnen, die eine schöne Frau und eine der Töchter Raimund Berengar's, Grafen von Provence war. Die Diener des Haushaltes hatten Befehl, sobald der König und die Königin allein beisammen wären, die Hunde zu peitschen, die sich im Vorzimmer befanden, damit das Geschrei derselben der Königin Mutter zum

Zeichen diente, in die Zurückgezogenheit ihres Sohnes und dessen Gemahlin zu dringen. Die junge Königin warf ihrer Schwiegermutter diese eifersüchtige Wachsamkeit vor; und als Blanca nun machte, daß Ludwig sich aus dem Gemache entfernte, in welches seine Gattin sich zurückgezogen hatte, sagte Margaretha zu ihr: „Ihr wollt mich weder lebend noch sterbend mit meinem Gemahl reden lassen!"

Die Folgsamkeit eines Sohnes in einem Falle, wo er vernünftige Entschuldigung zum Widerspruch gehabt hätte, scheint, als hätte sie an eine liebenswürdige Uebertreibung gegränzt. Doch ist es gewiß, daß, mogte dieses Betragen Blanca's nun aus Politik oder aus falschverstand'ner Fürsorge entstehen, die Liebe der Mutter zu dem Sohne so aufrichtig wie herzlich war. Die Richtung jedoch, die Ludwigs Gemüth zu strenger Deutung und Erfüllung seiner Pflichten in Hinsicht auf Moral und Religion, welche letzte dazu mit dem Aberglauben seines Jahrhunderts gemischt war, genommen hatte, läßt es deutlich wahrnehmen, daß die erste Anregung, die ihm dazu würde, dem König als eine Weisung des Himmels bedünken, und er daher in den vorherrschenden Irrthum der Zeit verfallen und das Kreuz zu einem Zuge in das gelobte Land nehmen mögte.

Eine plötzlich ihn überfallende Krankheit, die ihn während vier und zwanzig Stunden seiner un-

bewußt machte, verursachte dem jungen König wirklich solche Beunruhigung, daß er aus den Händen des Erzbischofs von Paris das Kreuz nahm und das Gelübde that, in Person ein Heer gegen die Ungläubigen zu führen. Vergebens deuteten die einsichtsvolleren seiner Staatsmänner auf die Unfälle, die seine Vorgänger durch solche unweise und verhängnißvolle Zusage hatten erdulden müssen. Selbst die Königin Mutter rieth ihren Sohn von solcher unheilvollen Unternehmung ab, wenn gleich seine Abwesenheit ihre völlige Macht als Regentin zurückgegeben hätte. Der König erwiderte darauf, daß, weil es sich stündlich von dem Augenblick an wo er das Gelübde that, mit ihm gebessert hätte, so müßte sein Vorsatz dem göttlichen Willen angenehm gewesen seyn; alles, was er daher zusagen könnte, wäre, die Anordnungen zu seinem Unternehmen so gemächlich und mit so vieler Vorsicht zu treffen, daß dadurch nach Kräften der Erfolg des Zuges und das Wohl seiner Staaten während seiner Abwesenheit gesichert würden. Er erhielt von der Kirche seines Landes den Zehnten ihrer Einkünfte, um die Kosten des Unternehmens bestreiten zu helfen. Auch vermogte er allmählig Manche der Adeligen und unter diesen vornämlich den Grafen von Marche und den Herzog von Bretagne, zwei der mächtigsten und unruhigsten Edlen des Reiches, seinem Bei=

spiele zu folgen und ihn in das Morgenland zu begleiten.

Die Vorschritte des einstigen Heiligen wurden, während die Zurüstungen vor sich gingen, ein wenig durch Richard, einen Bruder Heinrichs III von England, gehemmt, der mit Botschaft von jenem Königreiche an den Hof Ludwigs des Neunten kam: „Herr König von Frankreich," sprach dieser ausgezeichnete Botschafter: „Ihr könnt es nicht wagen, einen heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen, bevor Ihr nicht gerecht gewesen seyd gegen Euren Bruder von England, der der Provinzen beraubt geblieben ist, die Euer Vater ihm in Frankreich entriß."

Ludwig der Neunte war über diesen Einwurf gegen sein Vorhaben so betroffen, daß er den Gegenstand als eine Gewissenssache einem Conclave normandischer Bischöfe vorlegte, und erst als diese förmlich die Meinung abgaben, es sollte keine Herausgabe der Provinzen Statt finden, wies der König von Frankreich die Anforderung Englands zurück.

König Ludwig der Neunte schickte sich nun zum Kreuzzuge an, und reisete ab, indem er seine junge Gattin mit sich nahm, obwohl das Beispiel Philipp des Jüngeren eben keine empfehlenswerthe Politik entwickelt hatte. Robert und Karl, seine beiden Brüder, begleiteten ebenfalls den König auf seinem

abentheuerlichen Zuge. Indem man von Lyon aus den Rhonefluß hinabfuhr, schiffte man auf der Küste des Mittelmeers sich ein und landete am 25. September 1274 auf Cypern. Es war Ludwigs Vorsatz, von dort aus im Frühlinge vorzurücken, um das Königreich Aegypten im Frühlinge zu überfallen; denn Erfahrung hatte es ersichtlich gemacht, daß wenn Palästina auch für eine Zeitlang erobert werden würde, es doch nimmer nachdrücklich als unabhängiger Christenstaat beschützt oder vertheidigt werden könnte, so lange nicht die Ungläubigen des volkreichen und reichen Königreiches Aegypten, das dem heiligen Lande so nahe liegt, bezwungen seyn würden.

Die Streitmacht Ludwigs des Neunten zählte funfzigtausend Mann, von denen zehntausend beritten waren. Man ankerte wohlbehalten, wie man es beabsichtigt hatte, vor Damiette. Ludwig, der bei all seinem Aberglauben viel persönliche Würde und Muth zeigte, sprang hier vom Kopf bis zu Fuße gerüstet in die See, watete an der Spitze seiner Schaaren, die entfaltete Oriflamme in der Hand, zum Strande und erkämpfte sich Zugang zu der Stadt Damiette, der ihm von zwanzigtausend Vertheidigern gewehrt ward. Die Einzügler bemächtigten sich Damiette's und besetzten diese reiche, ausgedehnte und wohlbevestigte Stadt. Mit weiser Vorsicht nahm Ludwig in seine Obhuth die Vorraths-

häuser, die man bei der Erstürmung erobert hatte; allein die untergeordneten Führer des Kreuzheeres waren darüber unzufrieden, indem sie vorbrachten, daß bei solchen Gelegenheiten dem Oberfeldherrn nur ein Drittheil der Beute gebührte, der Rest aber seinen Kampfgenossen gehörte. Dies erregte Unwillen und Ungehorsam bei den Lehensherren und untergrub nicht wenig Ludwigs Ansehen.

Als Mangel an Kriegszucht sich auf solche Weise eingeschlichen hatte, gewahrte man nur allzubald, daß das Heer Ludwigs des Heiligen um nichts besser war, als die früheren Kreuzfahrer; denn eines Steinwurfs weit von dem Zelte des Königs wurden unter Begünstigung mehrerer Höflinge die ärgsten Frechheiten getrieben. Mittlerweile blieben die Kreuzfahrer in Damiette, wo sie zunächst auf das Zurückweichen der Nilüberschwemmung und sodann auf die Ankunft des Grafen Alfons von Poitiers warteten, der durch das Ungestüm des Wetters, oder, wie Andere sagen, durch spätere Abfahrt von seinem Bruder getrennt blieb. Endlich kam dieser Prinz an; und Ludwig beschloß einen Ausfall gegen Groß-Cairo, welches die Einzügler Babylon nannten, zu machen. Allein der Nilstrom, von dem die Christen glaubten, er entspränge im Erdenparadiese, war zur Zeit noch in der Fluth und hemmte alle Augenblicke ihr Vorschreiten. Besonders ward ihnen ein

breiter Canal hinderlich. Da sie weder Böte noch Brücken hatten, versuchten die Kreuzfahrer mittelst eines aufzuwerfenden Dammes über den Canal zu gehen, welches jedoch, völlig mißlingend, sich als unzweckdienliches Hülfsmittel ergab. Während man mit der fruchtlosen Arbeit beschäftigt war, sah das Christenheer sich jeden Augenblick von leichtbewaffneten Saracenen befeindet, welche die Kriegswerkzeuge, mit denen man zu Fertigung des Dammes beschäftigt war, mit Kugeln voll griechischen Feuers, einem damals üblichen Geschoß, angriffen, dessen Brand schwer zu löschen war und das wie ein feuriger Drache durch die Luft flog. Ludwig der Heilige selbst scheint dabei mehr zu Thränen und Andacht als zu Versuchen, den Brand zu löschen, Zuflucht genommen zu haben. Die Kreuzfahrer sahen sich genöthigt die Werkzeuge, welche zerstört worden waren, aus entbehrlichen Holztheilen von den Schiffen neu herzustellen. Der Graf von Artois fand endlich mit unbesonnener Tapferkeit ein Mittel zum Uebergang in einer seichten Stelle des Canals; und anstatt Halt zu machen, bis ihm Verstärkung würde, stürzte er mit zweitausend Reitern vorwärts und machte sich Bahn bis in das Dorf Massoura, wo die Saracenen sich schon verloren gaben. Allein da *ihre* Mannschaft durch einen tapfern Krieger, der *später* zum Range eines Monarchen empor stieg,

wieder versammelt ward, sah sich der Trupp Christen unter dem Grafen Artois bald in dem Dorfe eingeschlossen. Die Einwohner fielen nun mit Steinen, Wurfspießen, Pfeilen, siedendem Wasser und allerlei Geräth von den Dächern der Häuser, die platt und daher zu solchem Angriffe wohl geeignet waren, über sie her. Die meisten Christen wurden erschlagen und auch Graf Artois fiel als Held, nachdem er sich in einem der Häuser des Dorfes eine Zeitlang ritterlich zur Wehr gesetzt hatte.

Der König, dem der Tod seines Bruders hinterbracht ward, weinte bitterlich über den Verlust, den er erlitten hatte und ward sehr betrübt, als er hörte, daß der Saracenenhäuptling den Wappenrock des gefallenen Prinzen zur Schau tragen ließe, als ob es der des Königs selbst gewesen wäre. Obgleich die Franzosen den Kürzeren in dieser ungleichen und verwirrten Schlacht zogen, behauptete ihre Reiterei dennoch den Ruhm, den sie in Europa hatte. Ludwig, umringt von mehreren Saracenen, wehrte sich gegen sie Alle; und als sechs der vorzüglichsten Mammelucken hinter einem Steinhaufen Schutz suchten vor den französischen Bogenschützen, denen sie mit Pfeilen und griechischem Feuer antworteten, stürzte Jean de Waisy, ein derber Pfaff, angethan mit Harnisch und Pickelhaube und bewaffnet mit seinem doppelgriffigen Schwerte so plötzlich auf sie los, daß

erstaunt über des Mannes Entschlossenheit, sie sich zerstreuten und entflohen. Allein ohnerachtet dieser und vieler anderer Waffenthaten, die den Kreuzfahrern zu hohen Ehren gereichten, wurden die Lücken der Saracenen leicht gefüllt, während jeder Krieger, der auf Seiten der Franzosen fiel, ein unersetzlicher Verlust war. Ein später erfolgendes Treffen, in welchem das griechische Feuer dergestalt auf die Christen herabgeschauert ward, daß es selbst Ludwigs Streitroß überdeckte und alles verbrannte, was es traf, so Menschen wie Kriegsgeräth, vollendete sich das Mißgeschick dieses unglücklichen Heeres. Die Kreuzfahrer wurden nun zu einem Vertheidigungskriege gezwungen, der mit dem größten Nachtheile für sie geführt ward. Eine düstere Pflicht blieb zu erfüllen übrig, nachdem diese Kämpfe vorüber waren. „Der König," erzählt dessen Geschichtsschreiber Joinville, „nahm etliche hundert Arbeiter in Sold, um die Leichname der gefallenen Christen von denen der Ungläubigen abzusondern; die Ersteren wurden begraben, die Letzteren unter die Brücke geworfen und hinab zur See geschwemmt. — „Gott weiß es," setzt der tapfere Ritter hinzu, „wie beschwerlich der Geruch und wie jämmerlich es anzusehen war, als die Leiber so edler und ehrenwerther Männer da lagen. Ich sah, wie der Kämmerling des verstorbenen Grafen von Artois nach der Leiche

seines Gebieters suchte, und wie mehrere andere denen ihrer gefallenen Freunde nachspürten; allein keiner von denen, die diesem verpesteten Geruche bei diesem Geschäfte ausgesetzt waren, erlangte jemals seine Gesundheit wieder. Böse Seuchen brachen daher im Heere aus; ihre Glieder verdorrten und fast Alle wurden von einer Mundfäule ergriffen, von welcher gar wenige genasen." Der Scorbut, der unter dieser letztgenannten Krankheit gemeint ist, richtete fürchterliche Verwüstungen unter den Kreuzfahrern an, von denen jetzt ein Theil in Damiette oder unter den Mauern dieser Stadt eingeschlossen worden waren. Die Saracenen schleppten ihre bewaffneten Galeeren quer über das Land und stießen sie unterhalb der Stadt in den Nil, so daß Damiette zu Wasser und zu Lande blockirt ward. Lebensmittel waren über die Maaßen rar, und die Blutigel des Flusses, welche sich von den zahllosen Leichnamen fütterten, wurden Hauptnahrung des französischen Heeres und verschlimmerten die pestilenzische Krankheit.

Der Zustand der Christen ward jetzt so verzweifelt, daß Ludwig beschloß nach Damiette zurückzuziehen und alle Vorposten und die Vorhuth seines Heeres, die auf dem Wege nach Groß-Cairo waren, zurück zu berufen. Der König selbst hätte mit Sicherheit zu Wasser entkommen können; allein

es gehörte nicht in seinen Plan, seine Streiter zu verlassen. Er verließ nur sein Bataillon, und ging mit Gottfried von Sargines zu dem Nachtrabe, von wo aus er seinen Rückmarsch bis zur Stadt Casel machte. Auf diesem Wege kamen die Türken ihm so nahe, daß Gottfried genöthigt war, sie mit der Schneide und Spitze seines Schwertes zurück zu treiben. Endlich wurde der unglückliche König genöthigt, seinen Kopf auf den Schooß eines Frauenzimmers zu legen, die mit von Paris gekommen war, so daß er in dieser Stellung jeden Augenblick glaubte, sterben zu müssen. Walter von Chatillon pflanzte mit der Standhaftigkeit eines ächten Ritters sich allein vor die Thür des Hauses, in welchem der König war, griff jeden sich nahenden Ungläubigen an und trieb ihn in die Flucht. Der König, der ihn so allein zum Angriff fortstürzen, das Schwert schwingen und hoch sich im Steigbügel aufrichten sah, rief in dieser Stunde des Leidens ihm zu: „He! Chatillon! tapferer Kämpe, wo sind all deine wackeren Genossen?" — Der treue Ritter ward endlich durch die Menge überwältigt, und sein Schicksal gab sich kund aus der Beschaffenheit seines Rosses, welches blutbedeckt in der Gewalt eines Saracenen erblickt ward, der sich das Verdienst zurechnete, des Gaules ritterlichen Herrn erschlagen zu haben.

Mittlerweile waren die meisten von denen,

welche sich nach Damiette zurückgezogen, oder besser gesagt, sich geflüchtet hatten, schon von den Saracenen getödtet worden, oder hatten sich gefangen gegeben. Die beklagenswerthe Katastrophe Ludwigs des Jüngeren war kaum düsterer in ihren Folgen gewesen, als der Ausgang dieses Kreuzzuges es war, der mit so vieler Sorgfalt begonnen wurde und mit so vielem Elend endete. Der König, dessen am Leben gebliebener Bruder, viele Prinzen vom Geblüt und die Trümmer des edlen Heeres fielen als Gefangene in die Hände der Ungläubigen und wurden mit der grausamsten Strenge behandelt.

Gleich als sie sich gefangen gaben, ward ihnen weiter keine Wahl gelassen, als entweder sich zum Islam zu bekennen oder sich augenblicklichem Tode zu unterwerfen, und bei weitem der größere Theil wählte das Märtyrthum. Als man jedoch gewahrte, daß die mehrsten der Gefangenen Mittel zur Auszahlung eines Lösegeldes besaßen, trachteten die gierigen Barbaren mehr nach Gewinn als nach Blutvergießen und entließen für ein Lösegeld diejenigen, die im Stande waren, dasselbe herbei zu schaffen. Auch begann der Sultan von Aegypten zu erwägen, daß Damiette noch von den Christen besetzt gehalten, und wie sie dasselbe wohl inne behalten könnten, bis Verstärkung von Europa käme. Diese Betrachtungen ließen ihn Verlangen nach einem Ver-

gleiche tragen, durch welchen er seiner beunruhigenden Gäste in Aegypten ledig werden mögte.

Allein die Beschaffenheit der Regierung, unter welcher das Land zur Zeit sich gestellt sah, machte das Geschick der Gefangenen überaus unsicher und mißlich; doch um Dich in den Stand zu setzen, die Verhältnisse, in denen sie sich befanden, einzusehen, ist es nöthig, Dir die Beschaffenheit jener Regierung zu beschreiben.

Touran-Shah, der regierende Sultan von Aegypten, war ein Urenkel des Bruders des berühmten Saladin, den wir als den Gegner des Königs Richard Löwenherz kennen lernten; allein die Nachfolger Saladins waren durch die Vergnügungen eines reichen Landes verweichlicht worden, und nicht länger im Stande, sich in ein entscheidendes Treffen einzulassen, noch weniger einen vollkommenen Sieg über so rauhe Gegner, wie König Ludwig und seine Franken, zu erlangen. Diesem allgemeinen Mangel an Muth und Kriegergeist in ihren Truppen abzuhelfen, pflegten die früheren ägyptischen Sultane auserlesene Streiter aus den zahllosen Sclavenschaaren zusammen zu bringen, die sie auf der Gränze der Tartarei oder in anderen fernen Ländern kauften. Diese Sclaven, hauptsächlich Georgier, Tscherkassier u. dgl. wurden hinsichtlich ihrer Gestalt und Leibesstärke ausgesucht, wenn sie noch Kinder waren,

sorgfältig im Kriegsdienst erzogen und von früher Zeit an dahin unterwiesen, daß ihre Auszeichnung im Leben davon abhangen müßte, wie sie lernten furchtlosen Gebrauch von ihren Speeren und Krummschwertern zu machen. Guter Sold und große Vorrechte wurden ihnen zugestanden, und diejenigen, welche sich unter ihnen auszeichneten, wurden zum Offiziersrang erhoben. Aus diesen geprüften Kriegern wählte der Sultan seine Wessire, Feldherren und Statthalter.

Wie es sich oft in ähnlichen Fällen erwies, so ward auch diese Söldnerschaar selbst dem Fürsten gefährlich, in dessen Dienste sie stand und maaßte sich oft das Recht an, über die Krone so wie über das Leben desjenigen, der sie trug, zu verfügen. Diese Söldner waren es, welche mit ihrem entschlossenen Muthe der tapfern Franken Vordringen gehemmt, deren Rückzug geängstigt hatten. Erfüllt von hoher Meinung über ihre eigene Kühnheit und von Verachtung gegen die Miliz des Landes, glaubten sie, Touran-Shah wäre nicht dankbar genug gegen sie für den Sieg, den er durch ihre Beihülfe errungen hatte, oder aber, daß er mit dem Gedanken umginge, sie abzuschaffen, um sich gefügigere Truppen zuzulegen.

Von diesem unglücklichen Sultan wissen wir wenig, allein er scheint weder der Tapferkeit noch

des Edelmuthes entbehrt zu haben, die einem Nachkommen Saladins gebühren. Der tapfere Joinville sah ihn in Front des Treffens, eines Kopfes länger als seine Umgebung, wie er muthig ein deutsches Schwert schwang, das er in der Hand hielt. Sein vergüldeter Helm prangte stolz auf seinem Haupte, „und nimmer,“ setzt jener Geschichtschreiber hinzu, „sah ich einen ritterlicheren Mann unter den Waffen.“ Auch war sein Benehmen nicht minder fürstlich als sein Aeusseres. Anfänglich, freilich, wurden die Franzosen in ihrer Gefangenschaft mit scheußlichem Tode auf der Folter bedroht, so sie nicht, um ihr Leben zu retten, sich vom Christenthume losschwören wollten. Solcher Vorschlag wurde unter entsetzlichen Drohungen dem Könige selbst gethan. Allein als Ludwig der Heilige durch seine Standhaftigkeit zeigte, wie er solchen Drohungen mit Hohn begegnete, sandte der Saracenenfürst Botschaft in milderem Tone, um zu erkunden, welches Lösegeld der Gefangene zu zahlen sich erböte, außerdem daß er Damiette räumte, welches Letztere unerläßliche Bedingung seiner Loslassung bliebe.

Der König von Frankreich erwiderte, daß wenn ein billiges Lösegeld verlangt würde, er an die Königin schreiben wollte, die noch in Damiette eingeschlossen wäre, damit es für ihn und sein Heer ausgezahlt werden mögte. Die Saracenen, deren Ge-

bräuche es nicht gestatten, daß Frauen an ihren Berathungen Theil nehmen, fragten mit Erstaunen, zu welchem Zwecke die Königin in solcher Angelegenheit befragt werden könnte? „Habe ich nicht Grund dazu?“ antwortete der schlichte und hochherzige Ludwig: „ist sie nicht mein Weib und meine Lebensgefährtin?“ Eine zweite Botschaft berichtete dem gefangenen Monarchen, daß sein Lösegeld von dem Sultan auf eine Million goldener Byzantinen gestellt wäre, welche Summe, sagt Joinville, dem Betrage von fünfhunderttausend Livres Tournois gleich kommt. Sofort und ohne den Versuch zum Abhandeln zu machen, entgegnete der König: „Gern will ich fünfhunderttausend Livres Lösegeld für mein Heer geben und für mein eigenes gelte die Räumung der Stadt Damiette; denn mein Rang ist zu hoch, um nach Münze geschätzt zu werden.“ Der Sultan ward von einer großmüthigen Rührung ergriffen.

„Er ist wahrhaftig ein edler Franke,“ sagte Touran-Shah, „der nicht einem Händler oder Wanderkrämer gleich über unsere Forderung handelt! Sagt ihm, ich lasse ein Fünftheil von meiner Bedingungssumme schwinden, so daß vierhunderttausend Livres Lösegeld hinreichend seyn sollen.“ Dabei sandte er Kleider zum Gebrauche des Königs und schien geneigt, unter billigen Bedingungen von ihm zu scheiden.

Allein während auf solche Weise Touran-Shah das Schicksal eines Andern bestimmte, ahnete er nicht, wie nahe ihm sein eigenes war. Die Mißvergnügten seiner Leibwache oder Sclaven, damals Haleuka genannt, und dieselben, die jetzt unter dem bekannten Namen „Mamelucken" ausgezeichnet sind, waren auf das Höchste gestiegen. Sie brachen in Empörung aus, überfielen den beklagenswerthen Touran-Shah, warfen Feuer in sein Zelt und hieben den Unglücklichen in Stücke.

Nachdem sie diesen Mord begangen hatten, kamen sie, die blutigen Krummschwerter und Scheidenbolche in der Hand, vor den König und die übrigen Gefangenen. „Was gebt Ihr mir," schrie der erste der Meuchler, der noch vom Blute Sultans Touran-Shah triefte, „der ich den Feind erschlug, der nach Eurem Leben trachtete?" Ludwig der Heilige würdigte ihn keiner Antwort. Die französischen Ritter beichteten einer dem andern; denn sie erwarteten jeden Augenblick niedergehauen zu werden. Jedoch wiewohl noch entlodernd von dem eben begangenen Morde ihres Herrschers, und wie gierig sie auch noch nach Blute zu seyn schienen, fühlten die Meuchler dennoch sich wie gebannt durch das würdevolle Benehmen ihres unbewehrten Gefangenen. Auch mogten sie sich erinnern, daß Damiette

noch eine christliche Besatzung hatte, die ihnen Gefahr bringen könnte. Unter diesen Eindrücken ließen sie freilich eine hinlänglich üble Stimmung blikken, dessen ungeachtet senkten sie sich zu anderen Bedingungen herab, die einigermaaßen denen ähnlich waren, welche der ermordete Touran-Shah vorgeschrieben hatte; doch verlangten sie auch, der König sollte einen Eid leisten, daß er seiner Taufe und dem Christenglauben und allen dadurch zu erlangenden Vortheilen verlustig gehen wollte, wenn er nicht alle Punkte des Vertrages genau erfüllte. Standhaft und hochherzig entgegnete Ludwig, „daß er lieber wie ein guter Christ sterben, als den gottlosen und sündigen Eid leisten wollte, den man ihm abzuzwingen gedächte.“ In dem Augenblicke ward der Patriarch von Jerusalem, welcher gegenwärtig war, ergriffen und von den Ergrimmten an einen Pfahl so vest geschnürt, daß ihm das Blut aus den Händen drang, während der Greis in Todesängsten dem Könige zurief, keck zu beschwören, was die Ungläubigen begehrten, indem er den Eid lieber auf seine Seele nehmen wollte, als länger diese scheußliche Marter erdulden. Ob nun der Eid geleistet ward oder nicht, ist ein Umstand, den Joinville, wie er sagt, nicht aufklären konnte.

In demselben Momente wechselte plötzlich die

Scene, wie solches unter so wankelmüthigen und barbarischen Menschen nicht ungewöhnlich ist. Eine lustige Musik von Trompeten und Kesselpauken ward vor dem Zelte hörbar und dem Könige Ludwig stellte sich eine Gesandtschaft von den Häuptern der Verschworenen vor, welche ihn aufforderte, an der Stelle des erschlagenen Touran-Shah ihr Sultan und Beherrscher zu werden. Daß unter Menschen wie diese Mameluken, Sclaven, Ausländern und Fremdlingen, die gleichgültig gegen den Islamglauben und betroffen über die unerschrockene Tapferkeit ihres königlichen Gefangenen waren, solch ein Vorschlag reifte, war vielleicht nicht so unnatürlich, als wenn er anderswo oder von Anderen gemacht worden wäre. Doch scheint derselbe nicht allgemeiner Beschluß gewesen zu seyn, oder man bestand auch nicht allen Ernstes darauf. Hingegen wurden etliche der Emire der Meinung, daß zur Sühne für die verrätherische Ermordung des Sultans Touran-Shah, eines guten Muselmannes, es ihre Pflicht wäre, den Christenkönig und dessen Anhänger, als die Todfeinde Mahomeds und der Lehre des Propheten, um's Leben zu bringen. Endlich jedoch siegte der Vorschlag zur Gnade und Güte, und ein Vertrag wegen des Lösegeldes ward zu Stande gebracht.

Während diese seltsamen Unterhandlungen, wenn

sie so genannt werden können, auf solche wilde und unsichere Weise betrieben wurden, berichtet uns Joinville von anderen Umständen, die die Königin von Frankreich betrafen, die, wie ich Dir schon bemerkte, ihren Gemahl auf diesem trübseligen Zuge begleitet hatte und nun mit den Trümmern der Kreuzfahrer, welche Damiette besetzt hielten, eingeschlossen war. Sie erwartete zu der Zeit ihre Niederkunft; ein Umstand, der das Beklagenswerthe ihrer Lage während der Gefangenschaft ihres Gemahls noch erhöhete und durch die Wahrscheinlichkeit, daß sie in die Hände der siegenden Ungläubigen fallen würde, ihr Leiden bis zum Gräßlichen steigerte. Die Zeit ihrer Zurückgezogenheit war ganz nahe heran gerückt.

„Drei Tage bevor sie zu Bette gebracht ward,“ erzählt der getreue Chronist des Feldzuges, „erfuhr sie, daß der gute König ihr Gemahl gefangen genommen ward, welches ihre Seele so erschütterte, daß es schien, als sähe sie ihr Gemach fortwährend mit Saracenen angefüllt, die bereit waren, sie zu erschlagen. „Hülfe! Hülfe!“ schrie sie unaufhörlich auf, wenn gleich keine Seele um sie war. Aus Furcht, die Frucht ihres Schooßes mögte umkommen, ließ sie allnächtlich einen Ritter zu Füßen ihres Bettes unausgesetzt wachen. Dieser Mann war betagt, älter denn achtzig, und jedesmal, wenn sie auf-

schrie, faßte er ihre Hand und sprach: „Madam, seyd nicht so beunruhigt, ich bin bei Euch, laßt alle Furcht schwinden!“ Bevor die gute Dame zu Bett gebracht ward, befahl sie Jedem, ihr Gemach zu verlassen, nur der alte Ritter mußte bleiben; dann wenn Alle fort waren, warf sie sich von ihrem Lager herab vor dem Greise auf ihre Kniee und bat ihn, ihr eine Gunst zu gewähren. Mit einem Schwur sagte der Ritter ihr Gehorsam zu. Dann sprach die Königin: „Herr Ritter, ich bitte Euch um des Eides willen, den Ihr geleistet habt, mir, wenn die Saracenen die Stadt erstürmen, das Haupt vom Rumpfe zu trennen, bevor sie mich ergreifen.“ Der Ritter versetzte, daß er solches willig vollbringen wollte, ja, daß er selbst schon darauf bedacht gewesen wäre, im Falle sich solches ereignen sollte. Die Königin wurde bald darauf zu Damiette von einem Sohne entbunden, der den Namen Johann und den Beinamen Tristan oder Tristram (d. i. „der Traurige“) erhielt, weil er unter Elend und Armuth zur Welt gekommen war. Am Tage seiner Geburt ward der Königin gesagt, die Pisaner, Genueser und alle anderen ärmeren europäischen Schiffer, die in der Stadt sich befänden, wären gesonnen mit ihren Schiffen zu fliehen, und den König zu verlassen. Die Königin ließ sie vor sich fordern. „Ihr Leute,“ sprach sie: „Ich bitte Euch um Got-

teswillen, denkt nicht daran, diese Stadt zu verlassen; denn Ihr wißt wohl, daß wenn Ihr es thut, mein Herr, der König und sein Heer in's Verderben gestürzt werden. Mindestens, wenn solches Euer vester Entschluß ist, habet Erbarmen mit dieser elenden Person, die hier in Nöthen liegt und wartet, bis sie Kraft gesammelt hat, ehe Ihr Euer Vorhaben ausführt."

Damit ihre Bitte erfüllt würde, sah die Königin sich genöthigt, Lebensmittel zu kaufen, um diese armen Schiffer zu speisen, welche jammerten, daß sie sonst Hungers sterben müßten; und die dazu verwendete Summe belief sich auf zweihundert sechszigtausend Livres, welches nicht wenig das allgemeine Elend vergrößerte.

Nach Erduldung dieser und mancherlei anderen Leiden ward es endlich dem Könige Ludwig gestattet, mit seiner Gemahlin, seinen Edlen und den Trümmern seines Heeres sich nach Acre einzuschiffen. Als Ludwig so einen Ort erreicht hatte, wo er sich für vollkommen frei betrachtet hatte, ließ er sich die Donquixoterie nochmals einfallen, bei seinem Kreuzzuge zu beharren. Die Christen oder Lateiner in Syrien fanden es vortheilhaft für sich, diese Schwärmerei dadurch zu nähren, daß sie ihm ferne, lockende Aussichten vorspiegelten, wenn er ihnen Beistand leisten würde. Ludwig ward mit wilden Mähr-

chen vom Scheick oder Chef der Assassinen unterhalten, als wäre dieser dem Könige von Frankreich besonders zugethan; ferner belustigte man ihn mit einem erdichteten Prinzen, einem Christen seines Glaubens und einem Tartar von Geburt, der von seinen Zeitgenossen Priester Johann genannt ward, und von dessen idealem Beistande Ludwig die Mittel seinen Angelegenheiten wieder aufzuhelfen erwarten lernen sollte. Doch waren es minder dergleichen trügerische Hoffnungen ferner morgenländischer Hülfe, als vielmehr ein Gefühl der Bekümmerniß eines Frommen und der Schmach eines ächten Ritters, welches Ludwig ungern in sein Vaterland zurückkehren ließ, ohne seine Waffen durch irgend einen Sieg über die Mahomedaner ausgezeichnet zu haben.

Den Weg zu diesem heiß ersehnten Ziele zu ebnen, zeigte Ludwig große Geschicklichkeit und Thätigkeit in Schlichtung der Zwistigkeiten unter den Christen in Palästina, wozu er sich auf bewundernswürdige Weise durch seine ihm eigene Gerechtigkeitsliebe und Charactermilde schickte. Auch bevestigte er Acre, Cäsarea, Joppe und andere wichtige Plätze, indem er sie zu einem neuen Kriege in Syrien vorbereitete.

Der unmittelbare Erfolg seiner Mühen war für Syrien so überaus nützlich, daß der König den

ehrenwerthen Titel eines Christenvaters erhielt. Allein indem er gegen diese morgenländischen Lateiner mit Weisheit und Wohlthätigkeit verfuhr, vergaß Ludwig, daß er eine noch dringendere Pflicht gegen sein eigenes Reich zu üben hatte, in welchem allgemeine Verwirrung vorherrschte. Denn während Ludwig seiner Laune nachging und Kämpfe in Palästina vorbereitete, die nimmer ausgefochten werden sollten, hatte die Unordnung, die durch die Nachricht von seiner Gefangenschaft entstanden war, ganz Frankreich zerrüttet. Seine Mutter, die Königin Blanca, die die Regentschaft führte, hatte in gewissem Grade jene Kraft und Munterkeit der Seele verloren, wodurch sie sich während ihres Sohnes Minderjährigkeit ausgezeichnet hatte. Bei seiner Abfahrt von Marseille sank sie in Ohnmacht, als sie ihm Lebewohl sagte und konnte kaum wieder zu sich selbst gebracht werden, woraus sich deutlich ergab, daß sie ihres Sohnes Entfernung tiefer fühlte, als die dadurch erlangte Herrschgewalt sie erfreuen mogte. Als sie endlich die traurige Botschaft von Ludwigs Niederlage und Gefangennehmung erfuhr, scheint der Kummer ihren Verstand geschwächt zu haben.

Sie gestattete einem elenden Mönche, der einigermaaßen jenen Schwärmern glich, die an der Spitze des Zuges unter Peter dem Eremiten standen, einen

gemeinen Pöbelhaufen zusammen zu bringen, dem er einen neuen Kreuzzug zu Befreiung des Königs predigte. Diese so geschaarten Landstreicher, die anfänglich von Almosen lebten, machten sich bald des Raubens schuldig und veranlaßten einen Bürgerkrieg, in welchem sie endlich zu Paaren getrieben und durch die Regierungstruppen, wiewohl nicht ohne großen Verlust und unter vieler Verwirrung, ausgerottet wurden. Diese innere Unordnung wäre beinahe durch einen Krieg mit England vergrößert worden, da der Waffenstillstand zwischen diesem Lande und Frankreich abgelaufen war.

Mittlerweile versank die Königin Blanca über ihres Sohnes Mißgeschick in tiefen Seelenkummer, und zog sich in ein Kloster zurück, wo sie vor Gram starb. Ihr Tod war natürlicherweise eine Ursache der Betrübniß des Königs Ludwig; jedoch die junge Königin Margaretha, die wohl wußte, wie sie mit ihrer Schwiegermutter gestanden hatte, konnte wohl, wie sich vermuthen läßt, kaum ihres Gatten Kummer theilen. Bei Empfang der Todesbotschaft wich Ludwig der Nothwendigkeit und schickte sich an, mit den Trümmern seines Heeres nach Frankreich zurückzukehren.

Während seiner Ueberfahrt von Syrien aus, zeigte der König viel Bekümmerniß und Verdruß,

ohne Zweifel Folge des unbefriedigenden Ausganges seines Kreuzzuges; sein Gemüth ward rauh, ja sogar finster, wozu Folgendes einen Beweis liefert. Eines Tages fragte er nach seinem Bruder, den er verklagte, daß derselbe seinen Umgang miede, obgleich dieser Bruder sich mit ihm am Bord derselben Galliote befand. Als Ludwig endlich den Grafen von Artois bemerkte, wie er mit Walter de Nemours spielte, wankte er zu ihnen hin, obwohl er wegen Uebelbefindens kaum stehen konnte, ergriff Bret und Würfel und schleuderte sie in die See, indem er seinem Bruder vorwarf, wie er sich in so kleinliche Belustigung einlassen könnte, uneingedenk des Todes ihres Bruders, des Grafen von Artois und der außerordentlichen Gefahr, der sie durch göttliche Fügung entgangen waren. „Allein Walter de Nemours" sagt de Joinville mit einiger Naivetät, „kam am schlimmsten dabei weg, denn der König warf alles Geld, was auf dem Brete lag, mit in die See."

Als Ludwig nach einer Fahrt von zehn Wochen an der Küste von Provence ankam, konnte er nur mit Mühe vermogt werden, zu Hieres zu landen, weil dieser Haven nicht ihm gehörte. Dennoch gab er nach, weil die Frauen krank waren, und nahm mit verminderten Streitkräften und einigermaaßen an seinem Rufe gekränkt, wie-

der Besitz von seinem Königreiche. Sein trauriger Blick, worin sich tiefer Kummer mahlte, und die Einfachheit seiner Kleidung, die niemals königlichen Glanz zeigte, deuteten an, wie sehr er seit seiner Abreise so am Geiste wie am Körper gelitten hatte.



